HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG

HYPERION

ERSTES HEFT

1908

DAS ERSTE HEFT:

Rainer Maria Rilke: Gedichte — Hugo von Hofmannsthal: Das Bergwerk zu Falun, der letzte Akt — Heinrich Mann: Gretchen, eine Novelle — Carl Schüddekopf: Goethe u. Jacobis Woldemar — Goethe: Die Parodie auf den Woldemar — Wilhelm von Scholz: Gedichte — Franz Blei: Katholische Meditation — Carl Sternheim: Don Juan, der Tragödie erster Akt — Peter Heyden: Wege der Liebe — Emile Verhaeren: Le Depart, deutsch von Ludwig Scharf — Franz Kafka: Betrachtungen — Julius Meier-Graefe: Romreise — Hans von Guenther: Die Zehn Sonette von den Frauen — Lichtdruck nach einer aquarellierten Zeichnung von Goya — Lichtdruck nach einer Studie von Hans von Marées — Sieben Lichtdrucktafeln nach Zeichnungen in Kreide und Feder von Max Mayrshofer — Handkolorierter Zinkdruck nach einer farbigen Zeichnung »Schlafende« von Constantin Somoff — Zinkdruck in Purpur nach einer Zeichnung »Judith« von Th. Th. Heine — Handkolorierter Lichtdruck nach einer farbigen Zeichnung »Puppenfee« von Pascin

Redaktionelle Mitteilungen.

RAINER MARIA RILKE / GEDICHTE

TOTEN-TANZ

Sie brauchen kein Tanz-Orchester;
sie hören in sich ein Geheule
als wären sie Eulennester.
Ihr Ängsten näßt wie eine Beule,
und der Vorgeruch ihrer Fäule
ist noch ihr bester Geruch.

Sie fassen den Tänzer fester,
den rippenbetreßten Tänzer,
den Galan, den echten Ergänzer
zu einem ganzen Paar.
Und er lockert der Ordensschwester
über dem Haar das Tuch;
sie tanzen ja unter Gleichen.
Und er zieht der wachslichtbleichen
leise die Lesezeichen
aus ihrem Stunden-Buch.

Bald wird ihnen allen zu heiß,
sie sind zu reich gekleidet;
beißender Schweiß verleidet
ihnen Stirne und Steiß
und Schauben und Hauben und Steine;
sie wünschten sie wären nackt
wie ein Kind, ein Verrückter und Eine:
die tanzen noch immer im Takt.

DAS JÜNGSTE GERICHT

So erschrocken wie sie nie erschraken
ohne Ordnung, oft durchlocht und locker,
hocken sie in dem geborstnen Ocker
ihres Ackers, nicht von ihren Laken

abzubringen, die sie liebgewannen.
Aber Engel kommen an, um Öle
einzuträufeln in die trocknen Pfannen
und um jedem in die Achselhöhle

das zu legen, was er in dem Lärme
damals seines Lebens nicht entweihte;
denn dort hat es noch ein wenig Wärme,

daß es nicht des Herren Hand erkälte
oben, wenn er es aus jeder Seite
leise greift, zu fühlen ob es gälte.

DER TOD DER GELIEBTEN

Er wußte nur vom Tod was alle wissen:
daß er uns nimmt und in das Stumme stößt.
Als aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
nein, leis aus seinen Augen ausgelöst

hinüberglitt zu unbekannten Schatten,
und als er fühlte, daß sie drüben nun
wie einen Mond ihr Mädchenlächeln hatten
und ihre Weise wohlzutun:

da wurden ihm die Toten so bekannt
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden

und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gutgelegene, das immersüße —.
Und tastete es ab für ihre Füße.

DAME VOR DEM SPIEGEL

Wie in einem Schlaftrunk Spezerein
löst sie leise in dem flüssigklaren
Spiegel ihr ermüdetes Gebaren;
und sie tut ihr Lächeln ganz hinein.

Und sie wartet, daß die Flüssigkeit
davon steigt; dann gießt sie ihre Haare
in den Spiegel, und, die wunderbare
Schulter hebend aus dem Abendkleid,

trinkt sie still aus ihrem Bild. Sie trinkt,
was ein Liebender im Taumel tränke,
prüfend, voller Mißtraun; und sie winkt

erst der Zofe, wenn sie auf dem Grunde
ihres Spiegels Lichter findet, Schränke
und das Trübe einer späten Stunde.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DAS BERGWERK Z. FALUN, DER LETZTE AKT

⟨Die große Stube in Dahlsjöhs Haus. Grauender Morgen⟩

ANNA: ⟨aus ihrer Kammer, in Strümpfen, die Zöpfe herabhängend.
Sie horcht nach oben, ringt die Hände⟩
Es trieb ihn auf und ab in seiner Kammer
die ganze Nacht. Mir war's, er sprach vor sich.
Ich stand und lag und stand und horchte hin.
Da ist mein Hochzeitmorgen! Weh, ich Arme!
⟨Am Fenster rückwärts⟩
Ob er nun ruht? Knarrt da nicht seine Tür?
Er kommt herunter. Unter seinem Tritt
stöhnt jede Stufe leise wie mein Herz.
Wie anders war es sonst, wenn ich ihn hörte.
Und doch, daß ich ihn doch noch hören kann!
Ich muß hinein. Käm er, wie säh ich aus!
⟨Schlüpft in ihre Kammer, läßt die Tür angelehnt⟩

ELIS: ⟨macht die Eingangstür auf, tritt herein, wirft einen langen
Blick, wie abschiednehmend, umher⟩

ANNA: ⟨aus ihrer Tür⟩
Ich trag's nicht! Elis, sprich zu mir!

ELIS: ⟨einen fremden Glanz in den Augen⟩ Ich geh nun.
Ich muß nun gehen. Zeit ist da. Starr nicht
so voller Graun auf mich. Denn ich bin fröhlich.
Hast du die Nacht geachtet, wie da alles
so voll Geheimnis war? Der Wind kam her,
rührte mich an und wich wieder zurück,
verneigend sich vor mir, weil ich ein Wunder.
Die Sterne wußten's auch. Der Berg erbebte.
Da wußte ich: nun ist die Zeit erfüllt,
und alle Zeichen zogen noch einmal
durch meinen Sinn: der Vater mußt hinab,
die Mutter mußte fort sein, da ich kam,
damit auf meinen Lippen ein Geschmack
vom Tode säße so bei Tag wie Nacht,
und Seeluft mir zum Ekel würd und Landluft.
Dann mußt ich einsam sitzen an dem Strand
in meinem Elend: da glitt ich hinab
und durfte sie anschaun zum erstenmal.
Doch mußt' ich noch herauf für eine Frist.
Und Botschaft über Botschaft sandte mir

die Liebste, zu der ich nun eingehn soll.
Der tote Mann stand auf zu meinem Dienst,
hin flog der Stern und wies mir meinen Pfad,
ich fand den Tisch bereitet und das Bette,
ich fuhr in' Berg, der Berg gehorchte mir,
ich wuchs und wuchs und diente meine Frist,
bis daß der Alte herkam seines Weges,
der mächtige, und seinen letzten Atem
auf mich hinhauchte, mich, den Unbelehrten,
Und ich begriff, wie eins das andre zwingt.
Und nun die Zeit erfüllt, die sie mir setzte,
die Botschaft über Botschaft mir gesandt —

ANNA: Er spricht zu mir und weiß nicht, daß ich's bin.

ELIS: Ich hab dich nicht vergessen: auch in dir
ward mir ein Zeichen übern Weg gesandt.
Mein Herz war noch nicht leer von irdischer Sehnsucht,
noch sog ein Etwas dumpf an dieser Welt:
Sie weiß dies alles wohl, ein wundertätiger Spiegel
verrät ihr, was im Herzen heimlich ruht.
Da mußtest du hier stehn, als ich hereintrat,
anfassen mußt ich dich, und alle Sehnsucht
und alle dumpfen unbewußten Wünsche
ausschütten hier auf dich. Wir mußten spielen
das süße, das verworrne Spiel. So tief
mußt eins ins andre sich verstricken, atmend
bald nicht mehr wissen, Welches atmete,
Eins in des Andern Duft und Hauch verfangen.
Wie arm war ich vorher: da ward ich reich!
Denn mein ward deine Lust und auch dein Schmerz
und alle Höhn und Tiefen.

ANNA: (sinkt in sich zusammen, vor seine Füße hin)

ELIS: Sinkst du mir
an mir herab? So bist du auch ein Stern,
der lieblichste, lebendigste, der letzte,
der fallen mußte, meinem Pfad zu leuchten.
Denn eine Sehnsucht über alle Sehnsucht
nach dir hat ausgeglüht aus meinem Innern
jedwedes unbefangne dumpfe Trachten.
Das Aug, die Lippen wurden noch einmal
verführt, sich an ein Etwas anzuklammern:
der letzte Erdentraum nahm noch Gestalt,
allein des Wunsches angespannte Sehne

zerriß, sobald das Ziel getroffen war,
und wie ein leerer finstrer Mantel sank
die liebliche Gestalt im Dunkel hin:
ich hatte dich, da warst du nicht mehr viel.
Wie dich, so schüttle ich die ganze Welt
von meinem Fuß, und bin schon nicht mehr hier!
In meinem Ohr erklingt ein süßer Ton,
der heißt: Komm bald! So komm ich denn, und bald!
Denn was ist ihr, vor der die Zeiten knien,
die Frist, die ich mich unstet hier verweilte.
⟨Er geht fort⟩
⟨Es ist nun heller Tag⟩

ANNA: ⟨steht auf und schleppt sich in ihre Kammer⟩
Gleich darauf kommen ZWEI MÄGDE und klopfen an Annas Tür.

ERSTE MAGD: ⟨an der Tür⟩
Jungfer, seid Ihr schon auf?

ANNAS STIMME: Komm nur herein.

ERSTE MAGD: ⟨geht hinein⟩

ZWEITE MAGD: ⟨wartet vor der Tür⟩

ERSTE MAGD: ⟨tritt wieder heraus⟩
Sie will ihr Kleid. Sie sieht so seltsam aus,
als hätt sie keinen Tropfen Blut. Komm jetzt:
Wir müssen zu der alten Frau, die hat
den Schlüssel.

ZWEITE MAGD: Den zum Schrank,
in dem das Kleid ist.

ZWEITE MAGD: Trine, dann will ich
auch mit hineingehn und ihr anziehn helfen.
Du! ⟨Zeigt der anderen die Großmutter, die, lautlos erschienen, in der kleinen Türe links steht⟩

ERSTE MAGD: Frau, die Jungfer will ihr Hochzeitskleid!

GROSSMUTTER: ⟨tritt an Annas Tür⟩
Anna, tritt her zu mir.
⟨Horcht⟩ »Großmutter«, sagt sie,
»Großmutter, sprich jetzt nicht mit mir.«
⟨Horcht abermals⟩ »Schick mir
mein Kleid nur her, ich will mich jetzt anziehn.«
⟨Richtet sich auf, gibt der Magd einen Schlüssel aus ihrem Schlüsselbund. Die Mägde gehen⟩

GROSSMUTTER: ⟨steht vor Annas Tür⟩
Wär Eines jünger, nun vermöcht es nicht

zu schweigen. Ich vermag's und steh und warte.
Und wie die Toten heut in mir sich rühren!
Mein erster Sohn hebt seinen Kinderkopf
auf aus dem stillen Bach, drin er ertrank:
den zog ein Wasser mit gelassner Unschuld
in seinen frühen Tod, er war verträumt,
da winkte ihn sein eigner Traum hinab.
Und über die da drinnen kommt es nun:
Sie ging so unbefangen hin, es trieb sie
von Busch zu Busch dem Vogelsingen nach:
es war kein Wünschen, süßer war's als Sehnsucht,
des unberührten Herzens dumpfes Trachten.
Da sog sie sich aus wolkenloser Luft,
sehnsüchtig schuldlos Zauberkreise atmend,
ein blaues Feuer nieder, das sie schnell verzehrt—
Wird jedem das, worauf sein Trachten geht—
Mir graut nicht mehr: dazu bin ich zu alt,
durchsichtig wird mir alles wie ein Glas.

DAHLSJÖH: ‹kommt aus der kleinen Tür links›
Mutter, ich such dich schon, wo ist die Anna?
Sie schien mir gestern Abend so verstört—
Ist doch nichts zwischen den beiden, Mutter?

KNECHT: ‹ruft durch's Fenster herein›
Herr, treten Gäst ins Haus und Anverwandte.

DAHLSJÖH: Ich komm, ich komm. Sorg du um Pferd und Wagen.

ANNA: ‹tritt aus ihrer Tür, angetan mit dem fremdartigen Kleid›
Geh, Vater, nur. Geh nur die Leut empfangen.
Wir warten hier—

DAHLSJÖH: ‹zärtlich› Nichts mehr zu sagen?

ANNA: Nein.

DAHLSJÖH: ‹geht›

ANNA: Großmutter, was siehst du so her auf mich?
Spürst du an mir was Fremdes? 's macht das Kleid.
Wie schön es ist. Was schön ist, hab ich immer
recht lieb gehabt. Den Wald! Die Regenbogen!
Wie ich ein Kind war, einmal, war ein Jahr,
da waren gar so viele und so nah,
ich glaubte, daß sie aus dem Garten wüchsen.
Großmutter, acht nicht so auf meine Stimme,
tu nicht die Lippen auf, jetzt ist nicht Zeit—
Fehlt noch etwas an mir? Ach ja, der Kranz.

Da muß ich vor den Spiegel, das gehört sich.
⟨Geht in ihre Kammer⟩

DAHLSJÖH: ⟨durch die Eingangstür⟩
Wo ist die Anna? Alle sind schon da.
Soll ich den Elis rufen?

GROSSMUTTER: ⟨lehnt, wachsbleich, an der Tür links⟩
Ruf nicht, ruf nicht!

DAHLSJÖH: Anna! die Gäste.

ANNA: ⟨tritt heraus, einen schönen Kranz im Haar⟩
Ich bin fertig, Vater–
⟨Durch die Eingangstür und durch die Tür links treten die Gäste ein: ernste Männer, stattliche Frauen, Mädchen, junge Männer, Kinder füllen die ganze rechte Seite der Bühne mit steifer Feierlichkeit. Ganz vorne sitzen RIGITZE und ein kleiner KNABE, ihr Bruder, beide mit Blumensträußen⟩

DAHLSJÖH: ⟨gibt Anna die Hand. Sie verneigt sich⟩

DIE GÄSTE: ⟨flüstern⟩ Die Braut! die schöne Braut!

ANNA: ⟨zu Dahlsjöh⟩
Ei ja, die Fraun mit ihren Männern alle.
Siehst du, die haben eins das andre immer
bei Tag und Nacht, bis in den Tod? Nicht, Vater?
Sie tun sich auch ein Leid an, aber doch:
es ist gar nicht das Leid, es ist noch Leben,
das fürchterliche Andre ist es nicht,
das, was mit einemmal alles verzehrt–

DAHLSJÖH: Willst du nicht hingehn und mit ihnen reden?

ANNA: ⟨tritt vor, Dalsjöh dicht hinter ihr. Anna kniet bei den beiden Kindern nieder⟩
Ihr da, Rigitze und dein kleiner Bruder!
Ihr bringt mir Blumen! Habt ihr mich denn lieb?
⟨Sie schiebt die Kinder heftig von sich weg und steht auf⟩
Ich mag die Kinder nicht. Ich mag die Blumen nicht–
Ich kann nichts mehr gern haben in der Welt–
Er hat mich ganz vernichtet. ⟨Tritt taumelnd nach links⟩

DIE BERGLEUTE: ⟨draußen im Garten, fangen hier an zu singen und singen während des folgenden⟩
Der Bergmann fährt in finstern Schacht,
draußen läßt er Weib und Kind.
Es rühren ihn an mit großer Macht
die Kräfte, so im Dunklen sind.
Herr! nimm ihn du in deinen Schutz –
sonst ist ihm schnell sein Sinn verwirrt, –

daß er, ein Mensch, mit Ehr' und Nutz
dem Finstern wiederum entwird,

daß er an seines Hauses Schwell
sich nicht erst lang besinnen muß,
mit unverstörter Seele schnell
sich freu' an Menschenblick und =kuß.

ANNA: ⟨so wie sie anfangen⟩
Nun singen sie. Das Singen ist für nichts.
Es zieht ihn nicht zurück!
⟨In der Ferne Glockenläuten⟩
Nun läuten sie.
Das Läuten ist für nichts. Er kommt nicht wieder.
Der Vater hat die Augen voller Tränen.
Mir ist nicht leid um ihn. Ich fühl nichts mehr.
⟨Sie steht eine Weile, hört dem Singen zu⟩
Nun werden sie den Mund auftuen alle
und werden fragen. ⟨Sie schwankt⟩
Vater, führ mich fort!

DAHLSJÖH: ⟨will sie auffangen, sie hält sich noch einmal und bleibt stehen⟩

DIE GÄSTE: ⟨flüstern⟩
Wo bleibt der Bräutigam? wo bleibt der Bräutigam?

ANNA: ⟨wendet sich gegen die Leute⟩
Der Bräutigam, der hätt nicht werben sollen.
Allein er tat's, er trat herein im Dämmer:
da faßte er mich an, da war's um mich getan.
Er nahm mich bei der Hand, er küßte meinen Mund
und war's nicht, den ich zu umfassen meinte.
Ein Fremder war's, die Scham trieb mir das Blut
empor, da wurde mir das Herz ganz kalt,
die Hände kalt wie Stein. Nun klopf ich an,
⟨sie kehrt sich gegen die steinerne Wand⟩
die Tür ist auch von Stein, und er steht drinnen
im Finstern und er funkelt wie ein Licht:
rührt er mich an, so werd ich wieder warm!
⟨Sie sinkt um, ehe der Vater sie auffangen kann⟩

DIE GÄSTE: ⟨drängen hin⟩

DIE BERGLEUTE ⟨draußen singen die letzte Strophe zu Ende⟩

VORHANG.

HEINRICH MANN: GRETCHEN, EINE NOVELLE

Am Sonnabend Mittag hatte Frau Heßling es immer noch nicht ihrem Manne beigebracht, daß Gretchen sich am Sonntag verloben sollte. Beim Essen war Diederich endlich guter Laune; von dem Aal, den er allein aß, warf er Gretchen ein Stück über den Tisch zu. Aber der Aal war groß und fett gewesen; im Mittagsschlaf ächzte Heßling, und nach dem Erwachen verlangte er massiert zu werden. Seine Gattin wisperte Gretchen zu:

»Nu könn' mer'n wieder dein' Hut und Gürtel nich abluxen. Aber Geld muß her.« Und sie gab der Tochter einen nützlichen Wink.

Herr Heßling wartete schon in wollenem Hemd und Unterhosen zwischen den Sofakissen. Er überlieferte seinen blonden Bauch der Gattin zur Bearbeitung mit den Handrücken. Angstbeklemmt blinzelte er, indeß sie hackte, den drei Figuren in zweidrittel Lebensgröße und in Bronze zu, die von der Erkerstufe mit erhabener Heiterkeit auf ihn und seine Not herabsahen: Kaiser, Kaiserin und Trompeter von Säckingen. Und während Frau Heßling sich nach allen übrigen Seiten um ihren Mann verbreitete und ihn laut tröstete, kroch Gretchen zur Tür herein, auf den Knieen in ihrem weißen Kleid, umsichtig den langen Hals vorgestreckt und mit Furcht und Hohn in ihren bleichsüchtigen Augen: kroch geräuschlos zum Stuhl mit Papas Hose und griff hinein. Es hatte ein bißchen geklimpert; ihre Mutter sagte um so kräftiger:

»Nu haste's gleiche hinter dir, und morgen wollten mer nach Goschelroda machen, daß du's weißt. Der Herr Assessor Klotzsche geht auch mit, und dich kost es nischt, Alter. Ich hab noch soviel vom Haushaltungsgeld, daß es langt.«

Heßling brummte; aber die Massage hatte ihn erweicht.

Abends am Stammtisch stand er für Deutschlands Weltmacht so sehr in Flammen, daß er zahlte, ohne den Inhalt seines Geldsacks zu beachten; und was an Gretchen neu war, entging ihm Sonntag, wie immer. Er bekundete nur den festen Willen, nicht durch den Wald zu gehen.

»Da kommt man zwei Stunden zu keim Wirtshaus nich.«

Assessor Klotzsche gab ihm Recht, und man beschritt die Landstraße: Gretchen voran mit Klotzsche. Er sah beifällig den Himmel an; sein hinterer Scheitel rutschte dabei in den Kragen.

»T—hadelloser T—hach. Aber gar nicht ganz unheiß.«

»Papa hat seinen Rock ausgezogen«, sagte Gretchen; und mit Senkblick:

»Wollen Sie es nicht auch?«

Aber Klotzsche lehnte ab. Er als Leutnant der Reserve kannte Schlimmeres; — und er fing vom Manöver an. Er sprach sachlich und lange; das erste Haus von Gäbbelchen sah schon aus den Bäumen; Gretchen seufzte. Frau Heßling hatte alles überwacht; plötzlich gab sie einen Schrei von sich. Ein Tier! Ein Tier war in ihrer Blouse.

»Ä gräßliches Krabbeltier. Nu is es schon hier . . . Ne, Männe, aus'm Halse

kriegste's nich mehr raus, du drückst mir bloß die Luft ab . . . Nicht anstellen: Das sagst du wohl. Wenn es doch aber beißt! Wir haben nun mal andere Nerven, als wie ihr. Für so was hat ein Mann aber auch gar kein Verständnis, nicht, Herr Assessor?«

Klotzsche beeilte sich, das seine zu bekunden. Er wollte sogar einen Haken öffnen. Frau Heßling entzog sich ihm.

»Einer nützt nichts; es sitzt zu tief. Da hilft bloß: alles aufmachen. Gehen Sie man in Stückchen weiter mit Gretchen, Herr Assessor. Bei so was kann ich doch wohl bloß mein Mann gebrauchen.«

Und sie blinzelte Diederich mit unzüchtiger Schalkhaftigkeit an. Der Assessor war errötet; Gretchen hielt den Kopf gesenkt. Sie gingen.

Klotzsche machte unsicher eine Bemerkung über fatale Lebewesen. Sonst aber sei er sehr für die frische freie Natur, besonders für Segelsport . . . Gretchen seufzte schon wieder. Er brach ab und fragte, ob auch sie die Natur liebe. Ja? Und was sie denn vorziehe: die Berge? Die kleinen Lämmer?

»Grünen Salat«, sagte Gretchen, halb im Traum. Sie sah selber grünlich aus und fiel vor Bleichsucht fast in Ohnmacht: wie es ihr immer geschah, wenn sie sich sehr langweilte; beim Strümpfestopfen oder in der Kirche.

»Grünen Salat?«

Ja. Denn Gretchen hatte am Morgen von ihrem Wochengeld sofort ein halbes Pfund Pralines gekauft und sie alle aufgegessen; und jetzt träumte sie von Salat mit Pfeffer und Senf.

Klotzsche war von ihrer Antwort überrascht, aber nicht unbefriedigt. Er sah sie an und rückte an seinem Kragen. Gretchen aber, mit tief herabgelassenen Wimpern:

»Was eim die ekelhaften Kiesel die Schuhe ruinieren! So 'ne Sohle is auch heutzutage wie aus Papier.«

Sie klagte nicht über die Schmerzen, die ihr die Steine machten; nur über die Kosten! Da entschloß sich Klotzsche.

»Krätchen . . .«

»Sophus . . .«

Als das Brautpaar Hand in Hand vor ihn hintrat, wie erstaunte der Vater! Frau Heßling lächelte sieghaft; denn daß Männe einem Reserveleutnant Krach machen werde, war nicht zu fürchten: dafür ging Männe mit einem zu schlechten Gewissen durchs Leben, weil er nicht wenigstens Unteroffizier war.

Wie Klotzsche zur Verlobungsfeier kam, hörte Gretchen ihn vor seinen Freunden ächzen, wie elend ihm noch sei; und dann flüsterten sie: vermutlich Unpassendes. Gretchens Herz klopfte. Bei Tisch spürte sie Anspielungen in jedem Wort. Klotzsche blieb schweigsam. Nur in ein Gespräch des Pastors Zillich griff er ein und erklärte, er glaube an die Auferstehung des Fleisches: mit rauher Katerstimme und so stolz, als hätte er sich gerühmt, er verdaue zwanzig Portionen Wurst mit

Sauerkohl. Alle nickten ihm beifällig zu. Gretchen biß sich auf die Lippe und versteckte ihre Augen.
Dann war sie sehr verwundert, als alles so anständig blieb. Klotzsche saß jeden Tag, wenn es dämmerig ward, bei ihr im Zimmer mit dem Jugendstil und sagte von Zeit zu Zeit:
»Krätchen . . .«
Sie erwiderte jedesmal, in Lauten, die Gefühl in die Länge zog:
»Szaophis . . .«
Aber meistens dachte sie dabei an anderes. Er fragte sie, was sie in der Schule gelernt habe. Sie wagte sich mit ein paar Streichen hervor, die sie an Lehrerinnen verübt hatte; spürte aber in seinem betretenen Lachen, daß ihr Rütteln an den Autoritäten ihn für seine eigene beunruhigte, und hörte davon auf. Dann erzählte er, was sich am Morgen im Gericht begeben hatte. Und dann schwiegen sie, bis zum nächsten »Krätchen« und »Szaophis«.
Einmal begann er von der Gnade zu sprechen. Gretchen sei wohl innerlich nicht sehr fromm, das könne er sich schon denken. In ihrem Alter sei er auch nur ein lauer Christ gewesen. Gott sei Dank habe er noch den Anschluß erreicht, und zwar mit Hilfe des Herrn von Haffke, des pensionierten Generals. Man müsse heute wieder fromm sein; wenn man etwas auf sich halte, sei es auf die Dauer gar nicht zu vermeiden. Auch Gretchen werde noch die Gnade erleben: auf welche Art und Weise, könne er allerdings nicht wissen. Das sei auch gleich.
»Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er sagen: Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir ganz wurscht.«
Der Assessor ließ Gott besonders stramm und abgehackt reden. Klotzsches Augen wurden kriegerisch, und er schob den Schnurrbart höher. Draußen hustete Frau Heßling, bevor sie zum Essen rief. Gretchen seufzte für sich: »Das Gehuste kannste dir sparen.«
Sie überlegte:
»Klotzsche ist dreiunddreißig, und Säcke hat er auch untern Augen. Er muß doch was erlebt haben.«
Auch erinnerte sie sich, daß eine Frau jetzt ihres Mannes Freundin sein müsse. Klotzsche durfte das keinesfalls alles für sich behalten. »Warte nur, mei Luderchen«, dachte Gretchen. Und dann fragte sie ihn, lieblich singend, ob er denn vor ihr noch keine geliebt habe. Klotzsche ward rot und verneinte.
»Das gloob ich dir nich!« sagte Gretchen bestimmt.
»Denn läßte's bleim.«
Er runzelte die Stirn, aber Gretchen war nicht zu beirren.
»Heere, Sophus, nu machste mer giedigst nischt vor! Wenn ich deine Frau soll werden, denn muß ich wissen, was is und was nich is.«
Aber es war nichts; Klotzsche wußte von nichts; alles war bei ihm gleich bar bezahlt worden, war erledigt, und es gab nichts darüber zu sagen. Gretchen verzog den Mund und rieb mit den Handflächen die Augen.

»Haste am Ende gar ä Kind?«
Er sah ihren Tränen zu, schnaufte, drehte die Daumen und dachte unbestimmt an die Möglichkeit, etwas zu erfinden, das sich beichten ließe. Aber er brachte sich nicht in Bewegung. Frau Heßling hustete schon; Gretchen murmelte:
»Na nu kriegste deine Wurst und dei' Bier.«
Obwohl sie selbst neun belegte Brote verschlang, nahm sie Klotzsche seine Eßlust übel.
Nachher saßen alle im altdeutschen Zimmer bei der Gaslampe; ihr Licht glitzerte auf dem Kaiser, der Kaiserin und dem Trompeter von Säckingen. Die Mutter nähte, der Vater teilte aus der Zeitung die Hofnachrichten mit, der Bräutigam und die Braut taten nichts. Gretchen brauchte, solange Klotzsche da war, keine Handarbeit zu machen. Aber nur der Gedanke, daß sie 's nicht brauchte, war erhebend; sonst langweilte man sich eher noch mehr, als wenn man stopfte. Klotzsche saß da, verdaute und sah sie an; und Gretchen verglich unter keuschen Lidern, wieviel seinem Bauch noch fehle, damit er so dick werde wie Papas. Ob auch Papa vor der Ehe nichts erlebt hatte? Er sah nach nichts aus. Und Mama kannte es nicht besser, sie war nicht modern, erkannte Gretchen. Drum ließen sie und Papa, der selbst so war, sie so ruhig mit Klotzsche allein. Na, auf Klotzsche konnten sie es ankommen lassen . . . Was hatte Mama eigentlich vom Leben gehabt? Bloß Papa: das war wenig. Mama hatte sich immer viel zu viel gefallen lassen; und nun saß sie da, beinahe alt, und flickte immer noch Papas Hemden. Wenn sie Papa doch wenigstens einmal betrogen hätte! . . Dabei maß Gretchen, voll dunkler Vorsätze, Klotzsches Bauch. Sie wunderte sich oft selbst, wie scharfsichtig und wie kühn sie jetzt war, und daß ihr die Erkenntnisse so kamen, als sei sie gar nicht Gretchen Heßling aus der Meisestraße und allen von Kind auf bekannt, sondern ein Wesen ganz für sich, von ganz wo anders. Übrigens entstand diese Empfindung und alles was Gretchen sich dachte, immer nur wie ein schwimmender, ziemlich entfernter Stern in dem Zwielicht ihres blutleeren Gehirns. Unaufhörlich gähnte sie durch die Nase, fühlte sich kalt und überraschte sich manchmal, wie sie schon den drehenden Kreisen in der Luft zusah, die immer kamen, bevor es ihr schwarz vor den Augen ward und sie in Ohnmacht fiel. »Nee, das nu doch nich«, dachte sie und raffte sich zusammen.
Dann gingen Papa und Klotzsche glücklich zum Bier; nun wollte sie mit Mama mal alles bereden. Ja was denn? Schließlich fand sie:
»Du, Mama, muß ich Klotzsche später auch die Strümpfe ausbessern, wenn er sie schon angehabt hat? Papa gibt mir seine immer; und wenn ich sage, ich mag sie nicht riechen, sagt er, ich bin gemütlos.«

Bei Elsa Baumann fiel ihr mehr ein. Sie verhieß, wenn sie Klotzsche heiraten müsse, werde sie jeden Tag dreimal in Ohnmacht fallen, so öde sei er. Elsa belehrte sie darüber, daß er wohl mit gewissen anderen Damen auch anregend sein könne; bei Gretchen aber wolle er sich zur Ruhe setzen. Das sei immer so.

Im Halbkreis der Logen, in denen sie auf den Veilchenfresser warteten, neigten lauter rosa, weiße, himmelblaue Blousen sich zueinander. Gymnasiasten spähten sehnsüchtig nach ihnen durch Operngläser; aber sie waren bei Wichtigerem.
»Wenn sie sich ausgelebt haben«, wußte Elsa, »dann kommen sie zu uns. Für uns bleiben egal die Reste. Wie sollen wir daran genug haben. Ich kann mir ganz gut denken, warum Frau Assessor Bautz verrückt geworden ist. Frau Doktor Harnisch sagt selbst, daß sie es auch noch wird. Denke bloß, in sechs Monaten ist Harnisch einmal zu ihr gekommen! Ist das nicht grauenhaft? Ihre Eltern haben ihr geraten, sie soll sich heimlich einen Geliebten nehmen.«
»Grauenhaft!« bestätigte Gretchen. Sie war völlig aufgewacht. Die beiden Mädchen sahen sich mit haßerfüllten Gesichtern an. Aber sie merkten, daß Rechtsanwalt Buck sie beobachtete, und bekamen, ohne sich darum zu bemühen, ihren blütenhaften Ausdruck wieder, den Ausdruck süßen Dahinblühens. Dann ging der Veilchenfresser an.
Nach dem Aktschluß ließ Gretchen sich kaum Zeit, die erst halb zergangenen Pralines hinunterzuschlucken.
»Dann wollen wir auch unsere Rechte! Dann wollen wir vor der Ehe auch alles dürfen. Nachher, meinetwegen, dann kann das Mopsen losgehen.«
»Lieber gleich gar nicht heiraten«, sagte Elsa. Aber hier trennten sich die Anschauungen. Gretchen bemerkte für sich: »Nee, meine Gudeste, das sagste bloß, weil du noch kein' hast.« Und laut:
»Sieh mal her, was mir Klotzsche für 'n erstklassigen Ring geschenkt hat. Ein Rubin und sieben Perlen. Rot ist die Liebe, hat er sogar gesagt.«
Elsa prüfte ihn flüchtig.
»Ja, wenn wir für sowas unser Lebensglück wollen verkaufen —«
»Rede doch nicht«, meinte Gretchen, »du tust es auch noch.«
»Ich: ich gehe nach Berlin und fange ein Verhältnis an.«
Trotz Gretchens Lachen blieb sie dabei. Hatte sie nicht das Zeichnen für Modenblätter, das sie in der weiblichen Fortbildungsschule erlernt hatte, wieder aufgegeben, nur weil es gegen ihre Überzeugungen ging? Denn sie war für Reform. Gegen ihre Überzeugungen würde sie niemals handeln.
... »Nu äben«, sagte Gretchen endlich. Weil gezischt ward, hatte sie diese Antwort während des ganzen zweiten Aktes zurückhalten müssen.
»Aber wie wir vorige Sessong an der Theatertür auf Herrn Stolzeneck gelauert haben und ich schmiß ihm ein Bukett nach: wo warste da? Da hattste nischt wie Angst.«
»Wir waren noch Gören. Seitdem bin ich in Berlin gewesen, und du bist verlobt.«
Sie seufzten; und sie riefen die Zeit zurück, als sie gemeinsam Herrn Leon Stolzeneck liebten, ihm aufpaßten, ihm nachschlichen, ihm anonyme Briefe schrieben, worin sie sich über seinen Kritiker entrüsteten. Auch seine Namensunterschrift hatte Gretchen, auf seiner Photographie, die sie kaufte, ihm schickte und postlagernd

unter »Sphinx« zurückerbat. Voriges Jahr erst war das gewesen? »Ach Gott, es war doch schön!« Die Photographie hatte sie vor ihrer Verlobung versteckt, sobald ihr etwas ahnte.

»Ich muß sie mal wieder 'raussuchen. Wenn ich sie nu Klotzsche zeige, was er wohl für 'n Gesicht macht.«

Sie pruschte aus; eine alte Dame sah sich um, und Gretchen wisperte sittsam: »Soll ich ihm erzählen, ich hätte mit Herrn Stolzeneck ein Verhältnis gehabt? . . Er ist reizend. O mein Leon!« – halb entrückt und mit verschlossenen Augen.

»Sieht er heute nicht wieder entzückend aus? Der Veilchenfresser ist doch das Ideal. Und so feine Manieren hat er. Denke dir jetzt mal Klotzsche! Nee, wir müßten von Rechts wegen auch alles dürfen.«

»Wir dürfen auch«, behauptete Elsa. »Wenn du dem Manne, den du liebst, dich hingegeben hast, dann mußt du nachher einfach vor deinen Verlobten hintreten und zu ihm sprechen: So bin ich nun mal, da ist nischt zu machen, ich habe mich ausgelebt und bin mir treu geblieben. Nun müssen Sie tun, mein Herr, was Sie nicht lassen können.«

Gretchens Herz klopfte vor dieser wilden Aussicht.

»Glaubste denn wirklich?« fragte sie, und sie lachte, wie über ein Märchen, worin alles gar zu glatt ging. Aber schließlich, mit Klotzsche? Schlimm war er nicht.

Sie traten auf den Gang hinaus. Lauter Jugend segelte reihenweise darin umher, kicherte, tat höhnisch und schämte sich voreinander. Gretchen blieb versonnen.

»Neulich hab ich Mama zu Papa sagen hören, daß Frau Staatsanwalt Fritzsche ein Verhältnis mit Herrn Stolzeneck hat. Glaubst du es?«

»Warum nicht, wenn er doch mit Frau Wendegast was gehabt hat.«

»Ich glaube eher, daß Mama es bloß gesagt hat, weil die Fritzsche einen neuen Hut gekriegt hat und Mama nicht.«

Beim Büffet mußten sie sich durchschlängeln und flüstern. Sie tranken Himbeerwasser und aßen Baisers.

»Und beim Theater«, sagte Elsa, »soll es keine geben, die er nicht schon – du verstehst.«

»Die gemeenen Luder«, zischte Gretchen, erbittert von Eifersucht. Sollten denn alle durch Herrn Stolzeneck glücklich werden, und nur sie nicht? Sie tat entschiedenere Schritte. Da bog Klotzsche in den Gang, – und blütenhaft träumte Gretchen ihm entgegen.

Am Morgen mußte Gretchen von Frau Heßling aus dem Bett geholt werden. Noch im Hemd lief sie an den Briefkasten.

»Was haste denn? Was soll denn drinne sein?«

Gretchen wußte es selbst nicht. Sie rekelte sich lange beim Kaffee und dem verstohlenen Roman. Vom Lampenputzen weg flatterte sie mit Petroleumhänden in die Küche und wollte wissen, was es zu essen gäbe. Bloß deutsches Beafsteak und Blumenkohl? Gretchen hatte etwas ganz Merkwürdiges erwartet.

Wie sie endlich ausgehen durfte, fühlte sie plötzlich ihr Herz im Hals schlagen; sie mußte Luft schöpfen, bevor sie sich durch die Haustür wagte. Was konnte heute alles passieren?
In den Läden vergaß sie die Hälfte, machte alle Wege doppelt, — und da war die Uhr eins, und Gretchen fand sich wahrhaftig beim Theater, wo soeben die Probe aus war. Herr Stolzeneck kam die Treppe herunter; er hatte schon seinen Pelzkragen um; und er lachte laut mit der Roché und der Poppy. Die Roché klopfte ihn auf den Arm. Gretchen aber ging grade auf ihn zu, lächelte und nickte ein wenig. Wie sie vorüber war, fühlte sie ihr Gesicht noch immer schmerzhaft verrenkt von dem Lächeln und war nicht erstaunt, daß die beiden Damen lachten. Sie keuchten wild und gedämpft, als hielten sie sich die Hände vor den Mund. Gretchen dachte, auch das sei nun gleich, und schlich weiter. Da hörte sie hinter sich seinen Schritt. Ihre wurden auf einmal doppelt so lang. Sie flüchtete in die Anlagen, erstürmte den Stadtwall, hatte den Mund offen und entsetzte Leere in den Augen. Herr Wilmar Bautz, Cooksbautz, spazierte daher; und anstatt seinen schwunghaften Gruß zu erwidern, starrte sie ihm hilfeflehend ins Gesicht. Des Schauspielers Schritt hörte sich näher an, noch näher. Da zuckte sie mit beiden Schultern, denn er hatte gerufen: halblaut hatte er »Fräulein« gerufen. Es war grade wie früher, wenn Gretchen aus haltloser Albernheit und aus Sensationsbedürfnis einem Lehrer eine lange Nase gedreht hatte, und plötzlich sah sie sich vor der schaurigen Tatsache, daß er's ernst nahm, und daß die Folgen kamen.
Wohin nun? Nur der kleine abschüssige Pfad konnte Gretchen noch retten, und an seinem Ende, über dem Stadtgraben mit den Schwänen, das Bedürfnishäuschen. Ließ sich's ungesehen um die Ecke wischen? . . Nein: auch auf den Pfad ohne Ausweg folgte er ihr. Sie war verloren. Nichts mehr als das Häuschen und die Schwäne dort unten, die es kühl und gut hatten. Zu den Schwänen oder in das Häuschen. Gretchen tat den letzten Schritt zum Häuschen. Aber Herr Stolzeneck sagte: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen«.
Gretchen fuhr herum, machte »Huch«, und vor Verzweiflung lachte sie. Solche grausame Überlegenheit hatte sie noch auf keinem Gesicht gesehen. Seine Lippen arbeiteten, nun er doch gar nicht mehr sprach, mit solcher Gelenkigkeit über seinen ruhigen weißen Zähnen, daß ihr schwindlig ward. Er hob ein wenig den Zylinder und kehrte einfach mit ihr um.
»Wahrscheinlich«, — und er wartete verheißungsvoll, beugte sich seitwärts über sie und machte so viele Gesten, daß sie die Augen schließen mußte. »Wahrscheinlich fühlten Fräulein sich dorthin gezogen, weil Ihr Herr Vater es angelegt hat? Hab ich recht, Fräulein Heßling?«
Gretchen öffnete die Augen. Daß er sie kannte, machte die Lage etwas gesetzlicher, eine Spur weniger fragwürdig.
»Ja«, sagte sie, nicht ohne Stolz, »Papa hat sie alle angelegt. Er hat es im Magistrat durchgesetzt, wissen Sie, und dann hat er auch gleich selbst den Auftrag gekriegt. Papa versteht es«, — und Gretchen nickte wichtig.

»Und obendrein hat er solche reizende Tochter, das ist fast zu viel für einen Menschen.«
»Das sagen Sie wohl sicher nur so«, meinte Gretchen, nahezu übermütig. Sie ward auf einmal fortbewegt, wie von Flügeln. Was noch kommen wollte: nichts konnte sie mehr verblüffen.
»Mein heiliger Ernst, da können Sie ruhig Gift drauf nehmen«, sagte Herr Stolzeneck; und Gretchen, den Kopf auf der Schulter, mit Augenaufschlag:
»Wer's glaubt?«
»Sie sind mir doch schon längst aufgefallen. Sie sind doch das kleine Fräulein, das mir neulich in der Gäbbelchenstraße aus dem Fenster zunickte und das Wischtuch fallen ließ.«
Gretchen biß sich auf die Lippen.
»Ach nein, ich wohne in der Meisestraße.«
Aber er sagte unbefangen und bestrickend:
»Nun Gäbbelchen- oder Meisestraße, auf jeden Fall meine ich Sie, da können Zweifel überhaupt nicht platzgreifen.«
Und Gretchen lachte ihn, eine Träne in den Wimpern, dankbewegt an. Er wich bald aus. Sein Blick war jede Sekunde wo anders, seine Hand nun am Rand des Zylinders, nun gespreizt in der Luft; und er wendete sich in der engen Taille seines Überziehers umher, der sehr lange Schöße hatte und er lachte und machte dennoch einen bittern Mund. Sein Gesicht hatte Gretchen sich nicht ganz so schmal gedacht, die Nase weniger eingedrückt. Aber die Locke, die der Zylinder zerquetschte, kannte sie. Der Mund blieb unheimlich, er turnte zwischen den engen Längsfalten des Gesichtes, wie ein Seiltänzer. Aber was für Augen hatte Herr Stolzeneck! Ihre schwarzen Ränder und schwarzen Brauen traten ohne Übergang, wie mit einem Ruck, aus der bleichen, etwas fettigen Haut. Das war so schön, daß es weh tat. Wenn er auf Gretchen herniedersah und über seine nachtblauen Augen die schwarzen Wimpern senkte, sah es aus, wie Trauerweiden über einer Wiese. »Kleene Zwerche«, dachte Gretchen, »hubben drunter 'rum«. Eine schmerzliche Landschaft waren Herrn Stolzenecks Augen. Gewiß hatte er vieles Schwere erlitten. Der dunkle Drang, ihn zu trösten, erschütterte Gretchen. Da seufzte er, noch bevor sie selbst seufzte.
»Ach ja, Sie haben sich Ihre Eltern vorsichtig ausgesucht, Fräulein. Sie kennen natürlich nichts als bloß die besseren Familien. Wenn so 'ne Leute wie wir die Nase in 'ne Stadt stecken, dann rufen die Frauen über die Straße: Nachbarin häng die Wäsche weg, die Komödianten kommen.«
»Das ist zu dumm«, behauptete Gretchen mit Nachdruck.
»Ja, das sagen Sie. Aber bitten Sie Ihre Frau Mama mal, sie soll mich einladen. An dem Tage müssen Sie wahrscheinlich doppelt so viel Strümpfe stopfen.«
Gretchen beugte die Stirn, denn es war so.
»Ich verkehre hier bloß bei der Frau Wendegast.«
»Ach ja«, machte Gretchen schnell. »Das ist so eine . . .«

»Sehen Sie! Weil sie mit uns Schauspielern verkehrt.«
Gretchen stammelte und verschluckte sich. Frau Wendegast war also gar keine, vor der man in die nächste Straße einbiegen mußte? Gretchen, neben der ein Schauspieler über den Wall ging, rückte unvermutet in Gesichtsweite von Frau Wendegasts Dasein, das sie solange mit allen andern für höchst gewagt und ganz unzugänglich gehalten hatte. Welch neues Leben! . . Herr Stolzeneck sagte:
»Die Anschauungen sind gottlob nicht überall so rückständig. In Wien zum Beispiel hatte man einen tadellosen Verkehrskreis.«
»Waren Sie dort auch schon beim Theater?«
»Versteht sich: an der Burg. Ich hätte es natürlich nicht nötig, mich hier bei den Schmieren herumzutreiben; bloß daß man als Künstler den Wandertrieb mal in sich hat.«
»Es ist wohl reizend, wenn man Künstler ist?«
»Glänzende Sache, Fräulein. Aber Sie wollen wohl nicht weiter mit mir gehen? Ja, jetzt kommen die Straßen, und da könnte ein Bekannter Sie mit dem Komödianten sehen.«
Gretchens Gesicht flammte. Sie verdrehte die Augen, wollte sich wehren gegen den schrecklichen Verdacht. Aber es war die Wahrheit, und sie konnte sie nicht ändern.
»Lassen Sie nur«, sagte er inzwischen. »Ich bin nicht empfindlich. Jetzt gehen Sie getrost zu Ihrem Mittagessen, und ich will sehen, wer mir 'n Teller Suppe pumpt.«
»Ah! Haben Sie denn kein Geld?«
»O! Im Gegenteil!« — und er lachte. »Es steckt nur grade in Geschäften. Glänzende Sache, Fräulein. Übrigens, könnten Sie Ihren Herrn Papa nicht mal fragen, ob er keinen Korrespondenten gebraucht? Ich stenographiere prachtvoll.«
»Aber Sie sind doch Künstler!«
»Nun ja. Erschrecken Sie nicht so furchtbar! Ich habe heute Abend im »Fallissement« zu spielen: man ist dann den ganzen Tag in der Rolle, wissen Sie. Im übrigen würde schon meine Herkunft mir verbieten. — Denn natürlich bin ich von diskreter Geburt.«
Sie sah ehrfürchtig aus. Er sagte herablassend:
»Wir sehen uns schon wieder. Schreiben Sie mir gelegentlich, Fräulein. Sie wissen vielleicht, wo ich wohne?«
Wie oft hatte Gretchen nach seinem Fenster hinaufgelugt! Einmal hatte sie — aber ohne Elsa Baumann hätte sie es nie gewagt — die Treppen erstiegen und an seiner Tür vor seiner Visitenkarte eine Andacht verrichtet. Gretchens Kniee wurden ganz schwach; noch weiß bei der Erinnerung, hob sie die Augen zu ihm. Aber sogleich wich er aus, rückte am Zylinder, hoffte Gretchen bald wieder zu begegnen — und war, ehe sie innerlich so weit war, elegant und leicht von dannen.

»Warum ich so spät zum Essen komm? Ja, Muttchen, die Anprobe hat bis halb eins gewährt, und dann bin ich der Frau Doktor Harnisch begegnet. Du weißt ja, was die für 'ne alte Klatsche ist.«

Frau Heßling vergaß ihren Zorn.
»Was hat sie denn gesagt?«
Gretchen brauchte gar nicht nachzudenken, bevor sie log. Sie war völlig aufgewacht. Das Leben war auf einmal schrecklich interessant; sie hatte ein Geheimnis, ein Gebiet, das nur ihr gehörte und wohin niemand sich getraute: — als ob sie auf der Seite des Stadtgrabens Schlittschuh liefe, wo immer das große Loch war. Die Damen Roché und Poppy konnten bei Frau Wendegast von ihr erzählen. Mathilde Behnsch konnte aus dem Fenster gesehen haben: dann wußten alle, daß Gretchen mit Herrn Stolzeneck etwas hatte. Natürlich glaubten sie dann, es sei ein Verhältnis; »ich würde es auch glauben«, gestand sich Gretchen; und ihr war fast schon zu Mut, als sei es eins. Das Herz klopfte bei jeder Erinnerung an ihn. Alles was er zu ihr gesagt hatte, kehrte abwechselnd wieder.
»Was wirst 'n egal rot?« fragte Frau Heßling. »Papa meint es doch gar nicht so.«
Gretchen hatte nicht einmal gehört, was Papa sagte, und errötete noch tiefer. Aber dann machte sie Mathilde Behnsch mit großer Gewandtheit schlecht: für den Fall, daß Mathilde sie verklatschen wollte. Mittendrin hörte sie Herrn Stolzeneck sagen: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen«. Zu ihr hatte er das gesagt, mit eben solch flotter Stimme und perfekter Anmut wie der Veilchenfresser; zu ihr allein. Es war, als hätte Gretchen selbst mitgespielt. »Ob ich nicht Talent hätte? Warum nicht. Weeß mersch denn?« Sie hörte sich im Geiste grade so fein sprechen und sah an sich dasselbe gewandte Benehmen. Was sollte sie jetzt noch mit Klotzsche! Klotzsche, der über seinem Bierbauch Daumen drehte, der immer die halben Worte verschluckte und nicht ins Zimmer konnte, ohne an den Türpfosten zu rempeln.
»Du Mama, mit Klotzsche tanz ich aber nich auf meiner Hochzeit, er schubst ein' immer mit seim Bauche.«
»Sei nicht so gemütlos!« verlangte Herr Heßling aufgebracht, und Gretchen mußte sich ducken.
Klotzsche aber konnte ihr nicht mehr imponieren. Sobald sie allein im Zimmer mit dem Jugendstil saßen, fing Gretchen an.
»Du, Sophus, daß du's weißt, mich wirste nich um den Finger wickeln, ich bin ä modernes Weib.«
Da er hierauf nicht gefaßt schien:
»Ich will alles kennen lernen. Glaube giedigst bloß nich, ich will hier immer in der Klappe hocken. Unsere Hochzeitsreise machen wir ganz gemiedlich mal nach Berlin. Nu sag ämal, ob du mich auch egal in alle Lokale mitnimmst. Na, nu schitze bloß keine Müdigkeit vor und sperr dei' Mund auf!«
Klotzsche verwirrte sich unter Gretchens unnachsichtigem Blick. Aber er mußte mit seinen Berliner Kenntnissen heraus. Er tat es faul und vorsichtig. Gretchen ertappte ihn:
»Die Hauptsache haste weggelassen. Na? Na? Die Amorsäle doch! Schwörste, daß de mir die zeigen wirst?«

Klotzsche zögerte, er setzte zu Einwänden an. Gretchen schnitt sie ab.
»Du bist wohl ä Philister?«
Und Klotzsche versprach, Hals über Kopf, die Amorsäle. Ihr eigener Mut berauschte Gretchen.
»A Philister, pfui Spinne, den nähm ich nicht. Überhaupt sollten wir Frauen alles dürfen, was ihr dürft. Ihr amüsiert euch egalweg, und kommt ihr zu uns, is nischt mehr da. Davon is dem Herrn Assessor Bautz sei Frau verrüggt geworden. Seid ihr ßoo, da müssen wir uns ähm ä Geliebten nähm', und womöglich gleiche. Dir, mei Gudester, müßte das überhaupt ganz Sauce sein.«
»Nee, Krätchen, nee —«
Klotzsche erlangte Haltung.
»Das wär mir nu aber ganz und gar nicht Sauce. Da mußte dir en andern zum Manne nähm', nicht en Reserveleutnant.«
Gretchen krümmte die Lippe; aber hier, wo Klotzsches Selbstbewußtsein durch das einer Gesamtheit gestützt ward, fand sie ihn unerschütterlich.
Am nächsten Vormittag sagte sie zu Elsa Baumann, die Besuch machte, um zur Hochzeit geladen zu werden:
»Du, Elsa, ob 'ch Klotzsche heirat, muß ich mir noch sehre überlegen. Er is doch ä bißchen weit zurückgeblieben: er will nich, daß 'ch mich ausleb.«
Elsa fand Gretchens Bedenken voll berechtigt und riet ihr von Klotzsche ab.
»Ich für mein Teil geh nach Berlin und fang ein Verhältnis an«, wiederholte sie.
Gretchen verschränkte und löste die Finger, löste und verschränkte sie. Endlich, berstend vor Mitteilungsdrang:
»Soll 'ch dir was erzählen?«
Und sie sagte alles. Elsa wollte es zuerst nicht glauben; und dann begann sie zu schreien:
»O jemersch!«
»Was is denn, was lachste denn?« fragte Gretchen betroffen.
»Nichts«; und Elsa unterdrückte ihre Schadenfreude. »Ich denke bloß an Klotzsche. Dem gönne ich's.«
»Es wird ja doch nischt draus«; — mit tiefem Seufzen.
»Wieso nicht? Mach doch fort mit dei'm Leon! . . Ja, da kuckste. Wenn ihr aber erst durchgegangen seid, müssen sie euch wohl heiraten lassen, und Klotzsche hat's Nachsehen und alles brüllt.«
Gretchen lächelte geblendet; sie sagte nichts mehr, sie wagte kaum zu denken. Die Nacht hindurch kämpfte sie. In ihrem stürmischen Halbschlaf schimpfte Papa in Ausdrücken, die Gretchen nie gehört hatte, rang Mama die Hände wie eine Schauspielerin, und stieg Klotzsche in Uniform und hinter sich die ganze Stadt, drohend vor Gretchen auf. Aber da glänzte langsam Herrn Stolzenecks Gesicht hervor, — und seine Hand, die den Zylinder lüftete, wischte alle anderen Visionen weg. Gretchen stand auf und schrieb ihm. Sie fühle das unabweisbare Bedürfnis, ihn schon heute wiederzusehen. Er werde verstehen. »Wo?« überlegte sie. Es mußte

draußen und abseits sein. Nein, etwas Passenderes gab es nicht. Und dann die schöne Erinnerung, die daran hing. Die Stimme ertönte wieder, mit der er gesagt hatte: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen.« Und sie schrieb:
»Wieder bei dem Häuschen.«
Sie sagte, sie brauche Benzin, bezahlte mit dem Gelde einen Dienstmann und kehrte zurück: die Flasche sei ihr zerbrochen. Schon um halb war sie am Ort des Stelldicheins. Aber auch um ein kam er noch nicht: als sie ihn um halb zwei nicht sah, weinte Gretchen. Vielleicht liebte er sie schon nicht mehr? Um zwei beschloß sie, trotzdem mit ihm zu entfliehen. »Er wird es gewiß tun, denn Papa hat Geld, und die Liebe kommt in der Ehe, sagt Mama.« Um halb drei war sie dafür in völliger Zerrüttung. Als sie aber um drei ihre Handschuhe ausgezogen hatte und sie glatt strich, um sie zu schonen: da stand er vor ihr und lächelte.
»Ich glaubte weiß Gott nicht, daß Sie noch da wären. Pardon, Pardon. Die Probe hat nämlich heute bis drei gewährt. Unliebsame Sache.«
Gretchens Inneres schmolz auf einmal vor Glück, ihre Miene ward gerührt. Nur die Probe! Alles war gut: nur die Probe war schuld. Sein Blick aber wich aus, ging zerstreut umher, und Herr Stolzeneck räusperte sich oft. Er erklärte wenig Zeit zu haben. Plötzlich wollte er mit Gretchen im Restaurant essen, besann sich sogleich darauf, daß es nicht gehe, und lachte übermäßig klangvoll.
»Es ist zwar ne komische Frage, aber, Fräulein, können Sie mir zufällig zwanzig Mark leihen? . . Gott! wie Sie sich erschrocken haben. Allerdings soll man ne Dame, die man verehrt, nicht anpumpen. Ärgerliche Sache . . . Na, wir können wohl umkehren: heeme laatschen, würde man hier sagen, nicht?«
Er griff heute noch häufiger nach seinem Zylinder, drehte sich rascher in der engen Taille seines Überziehers, und sein Mund turnte, auch wenn er schwieg, unablässig in seinem bleichen Antlitz mit den dicken Trauerrändern der Augen.
»Haben Sie eine hübsche Hand, Fräulein!« – und er blieb stehen und nahm ihre Hand an sich, als gehörte sie ihm.
»Ein feiner Ring!«
Er zog ihn ab und schob ihn sich auf den Finger.
»Finden Sie, daß er mir steht?«
Dabei lachte er; und Gretchen ward tiefrot. Gewiß erriet er, daß sie den Ring von Klotzsche hatte, und machte sich lustig.
»Soll ich heute Abend damit auftreten? Sie müssen mich sehen in dem Stück, Fräulein, es ist furchtbar unanständig. Also abgemacht, ich trete mit dem Ring auf. Adieu. Weiter dürfen Sie nicht mitkommen, sonst werden wir abgefaßt. Adieu.«

Gretchen hatte manches einzuwenden gehabt. Überrascht sah sie ihm nach; dann betrachtete sie die Stelle an ihrem Finger, wo der Ring gesessen hatte; und dann seufzte sie beklommen. Da ging er hin und spielte in dem unanständigen Stück. Er hatte gut lachen. So waren die Männer. Daran dachte er nicht, wie Gretchen

es zu Hause erklären sollte, daß sie drei Stunden zu spät zum Essen kam und keinen Ring mehr hatte. Mit bedrückter Miene zeigte sie sich und berichtete, sie sei bei Klärchen Harnisch geblieben. Klärchen sei sehr krank, auch den Abend müsse Gretchen an ihrem Bett verbringen. Sie weinte sogar; Mama mochte nur trösten. Herr Stolzeneck war nicht nett gewesen, Gretchen hatte vom Durchgehen kein Wort sagen können. Er war zerstreut und eilig gewesen. »Hat er sich bei mir gelangweilt?« Ihr war sehr bange. »Ich weiß wohl, ich bin ein dummes Ding, und er ist ein berühmter Mann.« Mit leidender Stimme verlangte sie Geld, um für Klärchen Tokaier zu kaufen, und dann ging sie ins Theater. Die Unanständigkeiten hörte sie gar nicht und merkte nicht, daß sie das einzige junge Mädchen war und besprochen ward. Sie saß ganz vorn, und unverwandt starrte sie auf Herrn Stolzeneck. Er mußte sie sehen; aber er wollte nicht. Und an seinen Fingern staken mehrere Brillantringe, aber keiner mit einem Rubin und sieben Perlen.
Betäubt, verlassen und arm ging Gretchen zu Bett. Sie war zu matt zum Weinen. Er machte sich über sie lustig. Morgen kam nun einfach der Ring zurück, und vielleicht lag ein Zettel dabei, worauf in genialen Schriftzügen hingeworfen stand: »Fräulein, wie haben Sie sich gestern im Theater unterhalten?« Und dann war's aus. Den ganzen Morgen schlich Gretchen zwischen ihrem Zimmer und dem Briefkasten hin und her. Also geschah nichts? Herr Stolzeneck war noch grausamer, als Gretchen ihn sich vorgestellt hätte. Er konnte sich doch denken, welche Not sie damit hatte, bei jedem Handgriff den Finger wegzubiegen. Der tat schon ganz weh. Im Zorn verfaßte sie einen Brief. Schon am Abend fragte sie auf der Post nach Antwort; aber noch Tags darauf war keine da. »Nu versteht sich. Muß ich ihn auch beleidigen, ich dummes Luder ich. Ein großer Künstler wie er, soll egal an mein' Ring denken. So was verbummelt er ähm.« Und sie schrieb noch einmal, sehr demütig. Da flog ihr wirklich aus dem Schalter ein Brief zu: vor Erregung griff Gretchen daneben. Die Schriftreihen zogen sich zusammen, wie Harmonikafalten; sie mußte warten, bis sie wieder am rechten Fleck standen. Nun las sie:
»Geehrtes Fräulein!
Bezüglich bewußten Ringes handelt es sich keineswegs, wie Sie anzunehmen belieben, um Irrtum oder Vergeßlichkeit meinerseits, sondern haben Sie mir denselben vielmehr ausdrücklich geschenkt. Sie sagten noch: Er steht ihnen besser als mir, tragen sie ihn zum ewigen Angedenken.
Ich warne Sie daher, mich wegen des Ringes fernerhin in irgend einer Weise zu belästigen, sonst müßten Sie allerdings gewärtigen, daß ich mein schonendes Verhalten aufgebe und Ihre unerlaubten Beziehungen zu mir publik mache.
Unsere Zusammenkünfte wären leicht zu beweisen und außerdem sind Sie nicht die erste. Mit vollkommenster Hochachtung Leon Stolzeneck.«
Ja ja: Die Buchstaben standen alle schön und schwungvoll da und bedeuteten wirklich dies. Nur Gretchen hatte das Herz nicht mehr am Fleck und zitterte an allen Gliedern. Der Boden war gewichen, und schaurige Abgründe verlangten von Gretchen, daß sie hineinblicke. Die Hand vor den Augen, verließ sie die Post;

und draußen schlich sie an den Mauern hin, als sei sie selbst der Dieb. Er war ein Dieb! Herr Stolzeneck war ein Dieb! Das wußte keiner außer Gretchen, und gewiß wäre auch keiner darauf verfallen: ebenso wenig wie auf den Gedanken, daß Herr Stolzeneck ein Gespenst sei. Zwischen Lebenden und Toten war kein tieferer Graben, als zwischen ehrlichen Leuten und Dieben. Gretchen hatte bis heute von den Dieben nicht den Begriff gehabt wie von Menschen, die deutsch sprächen und Bemmchen äßen. Dort oben in der alten Stadtvogtei saßen sie, eine Schildwache ging davor auf und ab, und sie gehörten gar nicht dazu. Gretchen schielte, entsetzt durch ihre neuen Einblicke, hinauf. Derselbe Herr Stolzeneck, mit dem sie über den Wall spazieren gegangen war, der war also eigentlich dort oben zu Hause. Oder vielmehr, man konnte ein Dieb sein und doch nicht dort oben sitzen, sondern über den Wall spazieren gehen. Alles verwirrte sich und machte Kopfsprünge. Die sittliche Welt erlitt ein Erdbeben. Angstvoll rang Gretchen, sich aufrecht zu halten. Dieser Dieb war vielleicht nur aus der Stadtvogtei ausgebrochen und hatte Theater gespielt, um Gretchen ihres Ringes berauben zu können? Das war der Zweck des Ganzen gewesen? . . Nein, so ging es wohl nicht. Verstört setzte Gretchen sich zu Tisch; wie konnten Papa und Mama nur so gemütlich sein. Wußten sie nicht, daß dergleichen vorkam? Sie versteckte ihren Finger nicht mehr, sie fand es, in der Auflösung aller Dinge, nicht der Mühe wert. So, nun hatte Mama es gesehen!
»Wo hast du dein' Rink?«
»Ach!« machte Gretchen unerschrocken. »Ich hab' mir die Hände gewaschen, er liegt auf dem Waschtisch.«
»Hol' ihn gleiche, daß er nicht wegkommt. Man soll kein' Menschen in Versuchung führen.«
Gretchen stand auf, aber Papa rief:
»Nicht vom Tisch weglaufen!«
»Dann nicht«, dachte Gretchen.
Nach dem Essen ging sie in ihr Zimmer, warf die Tür zu und machte Fäuste. Sie war in Empörung. Das Schicksal war gemein, und die Menschen waren gemein. Klotzsche ein duckmäusiges Trampeltier und Herr Stolzeneck ein Dieb: das hatte das Schicksal sich für Gretchen ausgedacht. Herr Stolzeneck hätte schließlich ebensogut ehrlich bleiben können, da Gretchen doch für ihn schwärmte! Und er drohte, sie für seine Geliebte auszugeben. »Du Lumich! Aber das woll'n mer dir schon austrei'm.« Denn sie wußte ganz genau, daß dabei der Doktor mitzureden hatte. Ein Skandal kam freilich immer heraus. O! Herr Stolzeneck war schlau, schrecklich schlau; — und heiß wallte es zu Gretchens Herzen. Er blieb doch der einzige Mann, den sie geliebt hatte! So schön, so fein und so gewandt! War's denn wirklich so schlimm, daß er gestohlen hatte? Am Ende konnte das vorkommen. Gretchen selbst hatte sich für Spiritus und Tokaier Geld geben lassen und es sozusagen unterschlagen. Ja, sie hatte welches aus Papas Hose stiepitzt . . . Aber das hatte Mama so gewollt. Und überhaupt war das ganz etwas anderes;

das blieb in der Familie, und niemand sah es. Herr Stolzeneck aber strich dort draußen umher und stahl. Gretchen schrak zusammen: sie hatte gemeint, eine schwarze Vagabundengestalt recke sich vor dem Fenster auf und spähe in ihr geheiztes Zimmerchen ... Als sie aber sah, daß es nichts war, legte sie die Hände vors Gesicht und weinte. Sie beweinte Herrn Stolzeneck, und daß er so allein von einem Ort zum andern zog und Verbrechen beging. Gewiß war ihm nicht wohl dabei; er hätte sogar lieber in Papas Geschäft stenographiert.

»Bin ich nicht schuld, weil ich Papa nichts gesagt habe? Herr Stolzeneck hatte Hunger, ich sah es doch; und wie nervös war er! Und wenn ich ihm den Ring nun schenke? So, nun gehört er ihm, und Herr Stolzeneck hat nichts getan, als was er durfte. Ich hab in Papas Hosentasche hineingelangt, das war reichlich so schlimm« . . .

Aber Gretchen mochte wollen oder nicht, sie zuckte zurück. Ihre kleine, zahme, behütete Sünde lief vor seiner wild schweifenden winselnd davon, wie ein Mops vor einem Wolf.

»Nee nu aber, ich wer' wohl noch verriggt? Er gehört nu ähm in die Stadtvogtei; und wenn's nich wegen dem Krach wär', müßt 'ch ihn, weeß Knebbchen, einsperren lassen.«

Gretchen holte ihr Anschreibebuch hervor und notierte ihre Ausgaben von dem Geld, das sie übrig behalten hatte, als sie statt des Tokaiers ein Theaterbillet gekauft hatte. Darauf fühlte sie sich besser. Was vorhin in ihr so unheimlich weich geworden war, hatte wieder feste Umrisse. Das Gute und Tüchtige war in Gretchen wieder obenauf.

Schon ward es dämmerig, und Klotzsche trat an.

»Seit 'ner Stunde laure ich auf dich, mei' Zuckertierchen«, sagte Gretchen und fiel ihm, so sehr er auch erschrak, um den Hals.

»Du bist und bleibst doch mei' kleener einzcher Sophus.«

Und verführerisch an seinem Ohr:

»Szaophis? Ich muß dir was gestehen.«

Gretchen schloß die Augen und schluckte hinunter. »Jetzt hätt ich ihm mehr zu gestehen, als er mir«, dachte sie; aber sie sagte:

»Dei' Ring is nämlich futsch. Wo er is, das kann ich dir nich sagen; nee, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich. Aber Mama hat es schon gemerkt, und wenn ich ihn nicht wiederkriege, wird sie tückisch. Sophus: koof deim Krätchen en andern, ähmßolchen!«

Klotzsche blinzelte, es war ihm nicht recht; aber Gretchen koste verzweifelt.

»Wir machen auch keene Hochzeitsreise nach Berlin. Nischt is mehr mit Amorsälen, ich will reine garnischt kennen lernen, mei' Klotzschechen kann nur ruhig sein. Und wenn de's mit deim Krätchen auche ßo machst, wie Assessor Bautz mit seiner Frau: ich werd' noch lang' nich verriggt. I wo werd' ich denn. 's wär doch gemiedlos.«

Darauf entschloß sich Klotzsche, und sie gingen zum Goldschmied. Als Gretchen den Ring wieder am Finger hatte, brach sie aus:

»Dies is erscht der richtche. Er glänzt viel mehr, und der Rubin is auch größer. Da kann der Mann drinne nu sagen, was er will: der kost' eichentlich 's Doppelte, und er is egal 'reingefallen. Na, wir werden's ihm nich unter die Nase reiben. Ach du mei' einzcher Klotzsche, ich mecht' dir ja auf offner Straße ä Kuß gäm.«
Klotzsche fand Gretchen an seinem Arm ungewöhnlich schwer, aber er war stolz darauf. Ein Stück weiter verlangte sie auf die andere Seite zu gehen.
»Da kommt die ekelhafte Elsa Baumann hergelaatscht. Daß de sie mir nicht grüßt! Das is nämlich ä ganz hinterlistches Luder. Aber ich durchschau' sie. Sie is mir bloß neidisch wegen meien Sophus.«
Klotzsche ward rot.
»Und zu unserer Hochzeit wird se nich eingeladen«, schloß Gretchen.
Eine Zeitlang blieb sie wortlos angeschmiegt. Dann, gelispelt:
»Szaophis? Jetzt fiehl ich egal so was, ich gloob, 's is die Gnade.«
»Siehste? Das hab' ich mir doch gleiche gedacht, daß mei' Krätchen zur Gnade kommen würde. Na nu sag' doch ämal, wie biste denn hingekomm'?«
»Nee, Sophus, nee, das kann 'ch dir nu nich sagen, das kann 'ch au nich. Ich weeß es nämlich selbst nich«, setzte sie aus Vorsicht hinzu. Aber Klotzsche war nicht neugierig.
»Na nu haste glüklich hingefunden«, sagte er, »das ist die Hauptsache. Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er zu uns sprechen«, – und Klotzsche schnurrte abgehackt:
»Ja mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir janz Wurscht.«

CARL SCHÜDDEKOPF: GOETHE UND JACOBIS WOLDEMAR

In Weimars »lustiger Zeit«, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, bildet der Sommer des Jahres 1779 einen wichtigen Einschnitt. Die Tafelrunde der klugen und lebensfrohen Herzogin Anna Amalia, die wie alljährlich im Jagdschloß Ettersburg Hof hielt, war durch die Gräfin Bernstorff und ihren Sekretär Bode, den größten deutschen Übersetzer des 18. Jahrhunderts, verstärkt worden, und am letzten Mai traf aus Darmstadt zu sechswöchentlichem Besuche Freund Merck ein, dessen scharfe Eigenart nicht nur auf Goethe, sondern auf den ganzen Hof Carl Augusts von größtem Einfluß war. Frohe Wochen folgten. Noch einmal wurden auf dem Liebhabertheater die Stücke, die in den dritthalb Jahren seit Goethes Ankunft »in engen Hütten und im reichen Saal, auf Höhen Ettersburgs, in Tieffurts Thal« gespielt waren, den Gästen vorgeführt; dazu traten als Uraufführungen die »Laune des Verliebten«, »Proserpina« und »Iphigenie«, die am 6. April zuerst gegeben und am 12. Juli, Tags vor Mercks Abreise, mit Carl August als Pylades wiederholt wurde. Aber nicht immer blieb man auf solcher Höhe. »Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll«, schrieb Anna Amalia selbst, »so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen«; an Stoff dafür konnte es nicht fehlen, da durch das nahe Zusammenleben so vieler bedeutender Menschen auf engem Gebiete vielfach Reibungen entstehen mußten. Wie Goethe, seit jungen Jahren in den Formen der Parodie geübt, im »Triumph der Empfindsamkeit« seinen eigenen Werther verspottete, so wurden auch Freunde und Anwesende nicht verschont; der rücksichtsloseste von allen war Merck, der selbst erzählt, wie Wieland von ihm an einer Hoftafel von zwanzig Personen eine Stunde lang in die Pfanne gehauen sei, so daß ihn Jedermann der Grausamkeit beschuldigte. Schließlich ging selbst diesem weltklugen Menschenkenner der Spaß zu weit. Als im September 1779 in Einsiedels Parodie »Orpheus und Eurydice« die Arie aus seiner Oper Alceste »Weine nicht, du meines Herzens Abgott« in seiner Gegenwart unter Posthornbegleitung vorgetragen und stürmisch da capo verlangt war, schreibt er — wunderlicher Weise an denselben Merck, der früher die Seele des Ganzen gewesen war: »So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham.«

Auch Goethe fühlte, daß hier eine Gefahr drohe. Die »Idee des Reinen«, die ihm über der Iphigenie aufgegangen war, vertrug sich auf die Dauer nicht mit den zweideutigen Formen der Ironie; es war nicht reine Flamme vom Altar, die er dem Herzog brachte; und er gedachte alsbald an eine heilsame Kur. Schon in den ersten Tagen des August beredete er Carl August zu einer Reise, deren Ziel, vor allen geheim gehalten, die Schweiz war: die erste Flucht aus engen und ungesunden Verhältnissen, der sieben Jahre später seine zweite »Hedschra« nach Italien folgte. Erst auf dieser Reise erfuhr Goethe von dem Aufsehen, das draußen, wo die

Vorgänge am weimarischen »Musenhof« mit gespannter Neugierde beobachtet und von immer geschäftigem, weit wirkendem Klatsch begleitet wurden, die Kunde von einer andern Ettersburger Farce erregt hatte, nämlich von der Exekution, die dort vor Wochen am Woldemar, einem soeben erschienenen Romane seines Jugendgenossen Friedrich Heinrich Jacobi, vollzogen worden war.

Die enthusiastische Freundschaft, welche die beiden, nach vorangegangenen literarischen Fehden, bei Goethes Rheinreise im Juli 1774 zu Elberfeld, Düsseldorf und Köln geschlossen hatten, war seit Goethes Übersiedelung nach Weimar erkaltet, wieder mehr aus literarischen als aus persönlichen Gründen. Während Jacobi die »Stella« wegen mancher Anspielungen auf seine Familienverhältnisse zweifelnd ansah, war Goethe über dessen ersten Roman »Eduard Allwills Papiere« unmutig, da er in der Hauptfigur, einem jungen Feuergeist, der in eine einfache Familie hineingreift, ein freilich arg verzeichnetes Bild von sich selbst zu erkennen glaubte. So ist es denn kein Wunder, daß unter den empfindsamen Büchern, die in der ersten Fassung des »Triumphs der Empfindsamkeit« von schöner Hand aus der geflickten Braut hervorgeholt werden, auch Allwills Papiere sich befinden. Aber auch der zweite Roman Jacobis, der in frühester Gestalt in Wielands »Teutschem Merkur« von 1777, Mai, Seite 97–117, unter dem Titel »Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte« erschien, zog sogleich Goethes Spott auf sich; denn auf ihn bezieht sich die nächste Erwähnung in den beiden ältesten Handschriften des Triumphs der Empfindsamkeit und nicht auf einen obscuren englischen Roman gleichen Titels, wie noch die Weimarische Ausgabe (XVII, 314) nach Düntzers Vorgang annimmt. Inzwischen war der Schluß des ersten Teils, der auch das von Goethe später parodierte Gespräch enthielt, im Dezemberheft des Merkur von 1777, das Ganze in Buchform überarbeitet und mit dem wunderlichen neuen Titel »Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte« anonym in Flensburg und Leipzig zur Ostermesse 1779 erschienen.

Daß Goethe, der soeben seine Iphigenie vollendet hatte, an diesem Roman Ärgernis nahm, ist leicht begreiflich; denn er war inzwischen der erbittertste Feind jener empfindsamen Schönseligkeit geworden, die sein Werther am meisten genährt und gesteigert hatte. Auch Woldemar gehört zu dessen zahllosen Nachfolgern; und nur durch den starken philosophischen Einschlag, den seine Geschichte enthält, ist es erklärlich, daß abgesagte Gegner der Empfindsamkeit, wie Lessing, Forster und Justus Möser es waren, an ihm Gefallen finden konnten. Schon die Fabel des Romans ist höchst merkwürdig. Woldemar findet in dem Familienkreise seines Bruders Biederthal an dessen Schwägerin Henriette Hornich eine Freundin, zu der er sich in reinster Seelenverwandtschaft hingezogen fühlt. Er glaubt dieses reine Gefühl zu entweihen, wenn er ihr die Hand zum Bunde reicht; Henriette ihrerseits hat ihrem sterbenden Vater, der gegen Woldemars Charakter Mißtrauen hegt, das Gelübde getan, sich nie mit ihrem Freunde zu verbinden. Sie selbst rät ihm zur Ehe mit ihrer Freundin Allwina; das Problem des Mannes zwischen zwei Frauen wird wieder einmal aufgerollt! Auch hier bleiben die Folgen dieser unnatürlichen

Verhältnisse nicht aus; aber sie gehen in einem Wirrwarr von schönseligen Reden, kränklicher Empfindelei und koketter Selbstvergötterung spurlos am Leser vorüber. Mit einem höchst leidenschaftlichen Gespräch Woldemars und Henriettens und der Perspektive, daß ihre Zukunft äußerst gefährdet sei, schließt der erste Teil; daß zum Teil eigene Erlebnisse Jacobis zugrunde liegen, mildert den unerträglichen Eindruck nicht, den das Fragment macht. Eine solche selbstquälerische, spitzfindige Gefühlsschwelgerei mußte einer gesunden Natur unerträglich sein; und Goethe, der eben in seiner Iphigenie den Typus reinster Menschlichkeit aufgeführt hatte, konnte leicht in einer Stunde toller Laune oder, wie er selbst sagt, in leichtsinnig trunkenem Grimm und mutwilliger Herbigkeit auf den Gedanken kommen, ein Exempel zu statuieren. Und konnte der Dichter des Faust den schwankenden, schwachen Woldemar, der sich und die geliebte Freundin durch Selbstquälerei zur Verzweiflung brachte, wirksamer verspotten, als daß er ihn vom Teufel holen ließ?

I Der äußere Vorgang bei dieser Exekution, die sogenannte Kreuzerhöhung, wie Goethe selbst sie nennt, ist zwar in seinen Tagebüchern und gleichzeitigen Briefen nicht erwähnt, durch sein späteres Eingeständnis aber und andere unverdächtige Zeugnisse zur Genüge erwiesen. Wenigstens die wichtigsten müssen wir uns hier vor Augen führen.

Die ersten Stimmen werden in Jacobis Freundeskreise laut. Sophie la Roche, die schon bei früheren Zerwürfnissen vermittelt hatte, fragt am 12. September 1779 aus Coblenz bei Wieland an, was an den Gerüchten wahres sei. Wieland antwortet am 21. September: »Sie wollen von mir wissen, was an der Begebenheit mit Woldemars Briefen wahr ist oder nicht, nehmlich

»daß unter einer Eiche zu Ettersburg etliche davon vorgelesen worden und
»dann Göthe auf den Baum gestiegen, eine geistvolle Standrede über das
»schlechte Buch gehalten, und es endlich zur wohlverdienten Strafe und andren
»zum abschreckenden Beyspiel an beyden Enden der Decke an die Eiche ge-
»nagelt, wo dann eine große Freude über die im Winde flatternden Blätter ge-
»wesen.«

Ich will Ihnen hierauf die wahrhafteste Antwort geben, die ich geben kann:

»Ich weiß nicht was hieran wahr ist, denn ich war nicht zu Ettersburg,
»war nicht gegenwärtig, als diese Büberey vorgegangen sein soll.

Wäre ich zugegen gewesen, so ist 10 gegen 1 zu setzen, daß es so weit nicht gekommen wäre. Indessen gesteh ich Ihnen, daß ich zu Weimar im Publico ein paar Tage nachher, als sich jene Begebenheit zugetragen haben soll, davon reden gehört, und von Leuten, die sich einbildeten, ich müsse auch dabei gewesen seyn, gefragt worden, ob es wahr sey? Da ich nun meine Unwissenheit bekennen mußte, und die Leute sahen, daß ich wirklich gar nichts von der Sache wußte, so erzählten sie mir solche mit allen oben bemeldten Umständen, aber nicht als Augenzeugen, sondern als Leute, die gehört hatten, daß es sich zugetragen haben sollte.

Etliche Tage hernach kam ich wieder nach Ettersburg und wurde beym Spazierengehen in den Wald erinnert, mich überall umzusehen. Ich erblickte endlich eine in blau Papier geheftete Brochure, die an eine Eiche genagelt war, ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof oder einer gentilhommie anzunageln pflegt. Was für eine Brochure es sey, wollte mir niemand sagen; man überließ es der Schärfe meines Fernglases oder meines Verstandes, es selbst herauszubringen. Wenn ich nun sagte, ich vermuthete, daß es Woldemars Briefe gewesen, so würde ich soviel als Nichts damit sagen; denn Vermuthung in solchen Dingen ist Nichts; für gewiß kann ich nichts sagen; denn ich konnte nicht sehen, was für ein Buch es war. Im übrigen sollten Sie und Jacobi Göthen schon von langem her kennen, und wissen, was er fähig ist oder nicht.«

Inzwischen hatte auch Jacobi selbst von der Sache gehört, obwohl seine Freunde es ihm zu verheimlichen suchten; er schreibt am 15. September aus Pempelfort an Goethe: »Du sollst in Ettersburg, in einer Gesellschaft von Rittern, Woldemar und seinen Verfasser auf die entsetzlichste Weise durchgezogen, lächerlich gemacht, und zum Beschluß, — mit einem schön eingebundenen Exemplar dieses Buchs, eine schimpfliche und schändliche Execution vorgenommen haben. — Dies Gerücht ist so allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verschiedene meiner hiesigen Freunde hatten es schon vor vier Wochen gewußt, und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte. Nun schreibe ich Dir, um zu erfahren, was an der Sache ist....

Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung auffallen wollen, so müßte es mich freylich unendlich schmerzen, wenn Du sie ausgerufen hättest, und zwar, indem Du Deinen Mund auf das abscheulichste Sprachrohr drücktest.... Leute, welche die rasendsten Ungereimtheiten zusammen reimen und glauben können, und einige andere, von Kains Unmuth, die aber noch nicht sein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüstern und schreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halse strecken, das muß ich leiden. Von den bessern Menschen aber wird keiner den Verfasser von Woldemar für einen solchen sinnlosen Thoren halten .... Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und du hast ihn, ehe du an diese Stelle kommst, wohl schon vor Eckel unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst du Lust haben darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein.«

Goethe erhielt diese Anklage erst nach Antritt der Schweizerreise in Frankfurt, wo er vom 19. bis 22. September Station machte; in Emmendingen, wo die Reisenden am 27. September abends eintrafen, hatte er dann alsbald eine lange und vertraute Unterredung darüber mit Johanna Fahlmer, der zweiten Frau seines Schwagers Schlosser, die darüber am 31. Oktober in folgendem wichtigen Briefe an Jacobi berichtete: »Goethe sagte mir gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft von deinem Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten hätte, und was du ihm darinnen vorwirfst; nemlich Dinge, die durch den Weg der schändlichen Klatsche=

rey dir endlich zu Ohren gekommen sind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so viel schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sey, so könne er nun einmahl für sich das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte ⟨anders wisse er sich nicht auszudrücken⟩ nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm auch seyst und wie ungern er dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß deßelben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern; so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müße ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe, in ihm für eine abgesonderte Sache sey usw. Er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten die Sache einmahl zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explikationen einlaßen, besonders nach dem, worauf dein Brief gestellt wäre. Doch schrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bey mir. Ich bestand darauf, es sey Pflicht, er müße, — das geschah nun freylich nicht. Indeßen schien ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu seyn. Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren kannst du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß seyn, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu würklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden.«
Den in Aussicht gestellten Brief an Jacobi hat Goethe nicht geschrieben und überhaupt erst nach anderthalb Jahren sich endgültig geäußert; Jacobi dagegen ließ seinem Groll freien Lauf. Gegen Forster, Lessing, Heinse, Knebel und Lavater spricht er in den härtesten Ausdrücken über den alten Freund, und vergeblich versuchte Knebel im Herbst 1780 persönlich in Pempelfort zu vermitteln. Die sämtlichen darüber gewechselten Briefe hier anzuführen verbietet der Raum; das treffendste Wort fand Heinse in seiner Antwort aus Venedig vom 8. Dezember 1780: »Mit Wolfgang Göthe sollte man es gerade so machen, wie er es gegen andere macht; denn was sonst Unrecht wäre, ist hier Recht. Ihr Handel mit ihm ist von ganz anderer Beschaffenheit als mit Wieland, da er Sie nicht öffentlich angegriffen, sondern nur im Winkel bloßen Muthwillen an einer von Ihren Schriften ausgeübt hat. Es ist ein Studentenstreich im Rausche, wie sie die Athenienser an dem Alcibiades auf die leichte Achsel nahmen. Die Merke, die Peter Mefferte, die den Possen zum feierlichen Ernst machen, und wie Evangelisten in langen Mänteln unter die Frau Basen herumtragen, verdienen die Stockschläge, die durchaus die einzige Art von Begegnung gegen dergleichen Beleidigungen sind. Ach, wenn man immer bei einander wäre, so würde manches nicht geschehen! — Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber seine Phantasie ist ein Teufel.«
Goethe selbst hat nur einmal direkt Rede gestanden; er antwortet Lavater auf seine

Anfrage am 7. Mai 1781: »Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeschichte kan ich dir nichts sagen, das Facktum ist wahr, eigentlich ists eine verlegne und verjährte Albernheit die du am klügsten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben mögte so könnt ich dir wohl das nähere sagen, es ist aber nicht der Mühe werth. Sehn wir uns wieder und es fällt dir ein, so frage. Da du mich kennst solltest du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtsinnig trunckne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir ia in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weist du auch.«

Aus diesen Berichten ergibt sich also als Tatbestand, daß im Ettersburger Park II vor einer Gesellschaft von Hofleuten Goethe aus den Zweigen einer Eiche herab eine Standrede auf den Woldemar hielt, indem er beim Vorlesen eine Veränderung des Romans improvisierte, die damit endigte, daß Woldemar vom Teufel geholt wurde. In ähnlicher Weise hatte Goethe zwei Jahre zuvor, bei Gleims Besuche, in Tiefurt den neuesten Musenalmanach aus dem Stegreife parodiert, indem er Gedichte vorlas, die gar nicht im Buche standen, und in alle nur möglichen Tonarten und Weisen auswich. Zum Schluß wurde das broschierte Exemplar des Buches, das seiner Parodie zugrunde lag, an beiden Enden des Umschlags an die Eiche genagelt, so daß die Blätter lustig im Winde flatterten. Die weitere Angabe des »Magister Ubique« Karl August Böttiger, daß Merck ein Vogelschießen danach veranstaltet habe, ist sicher übertrieben und beruht wohl nur auf einer Weiterführung des Bildes vom angenagelten Raubvogel am Scheunentor.
Wann die Exekution vor sich ging, ist nicht überliefert. Wenn Merck dabei zugegen war, wie Böttiger behauptet und durch die Anspielungen Jacobis und Heinses, auch durch das Fehlen eines Berichtes an ihn aus Weimar plausibel erscheint, so müßte der Vorfall in die Zeit vom 31. Mai bis 13. Juli 1779 fallen, den Tag seiner Ankunft und Abreise. Sein Reisejournal berichtet über ähnliche Vorkommnisse nur: »Es war ihm auch ein grausames Herz schuld gegeben, wie er so mit kaltem Blute, einige sagen mit innigem Vergnügen, einigen Executionen mit beygewohnt, wie ein groser Künstler den Knechten übergeben, ein Gelehrter vom Ersten Range auf den Esel zu reiten kam, und nachher mit der Papiernen Krone eines Jupiters hinausgeführt, und verurtheilt wurde, seinen Verstand zu verlieren« — Aeußerungen, die wohl nur symbolisch zu verstehen sind und auf keine wirklichen Vorgänge zurückzugehen brauchen.
Da Jacobi am 15. September schreibt, daß verschiedene seiner Freunde es schon vor vier Wochen, also Mitte August, gewußt hätten, so müßte man, falls Merck beteiligt war, annehmen, daß die Kunde von dem Vorfall erst nach fünf bis sechs Wochen in Düsseldorf sich verbreitet habe. — Eine Buche, worin er und seine Freunde vor fünfzig Jahren die Namen geschnitten und bei welcher sie im Sommer ihre improvisierten Possen gespielt, zeigte Goethe noch im Jahre 1827

Eckermann in Ettersburg; auch ohne mit Adolf Stahr an diesen Baum zu denken, kann man leicht in einer der alten vielhundertjährigen Eichen im Schloßpark zu Ettersburg den Stamm der »Kreuzerhöhung« wiederzufinden glauben.

III Die Wirkung der improvisierten Parodie muß sehr nachhaltig gewesen sein; denn nach Monaten noch wurde Goethes Abwesenheit auf der zweiten Schweizerreise, die er am 12. September mit Carl August und Wedel antrat, von der Herzogin Anna Amalia benutzt, um den Clou des Ganzen, den veränderten Schluß, als besondern Druck in Schloß Ettersburg selbst herstellen zu lassen und an die Freunde zu verteilen. Damit treten wir in das zweite Stadium dieser Angelegenheit, das uns hier hauptsächlich interessiert. Goethe, um das gleich vorweg zu nehmen, erwähnt diesen Privatdruck nirgends; und nur der Umstand, daß sich das erste vollständige Exemplar desselben in seiner Privatbibliothek vorgefunden hat, beweist, daß er ihn überhaupt gekannt hat.

Die eigentliche Veranstalterin des Druckes ist vielmehr die Herzogin Anna Amalia selbst, die darüber am 4. November 1779 an Merck schreibt: »Ich wünsche, lieber Merck, daß ich auch etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen könnte; unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten Woldemar, welcher so mächtig auf eine Menge empfindsamer Seelen gewirkt, von diesem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern. Er ist hier mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten erschienen. Findet diese Entreprise bei dem Publikum Beifall, so wird ehstens wieder ein neues Produkt ans Licht treten, wovon ich Ihnen gleichfalls ein Exemplar schicken werde. Doch bitte ich, dieses vor der Hand noch ganz allein für sich zu behalten, höchstens der Frau Aja mitzutheilen.«

Auf die Spur dieses Druckes geriet schon im Jahre 1870 Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden, ohne jedoch die Konsequenzen daraus zu ziehen, da er denselben nur in unvollständiger Gestalt vorfand. In der Korrespondenz Carl August Böttiger befinden sich nämlich unter den Briefen des Biographen Schlichtegroll sieben Oktavblätter eines äußerlich unvollständigen Druckes; ein denselben vorgehefteter Zettel enthält von Böttigers Hand geschrieben folgendes: »Jacobis Woldemar machte auf eine lange Zeit den Spott der Weimarschen Genies. Besonders zeigte sich Merck sehr tätig dabei, der ein Exemplar davon in Ettersburg abschießen ließ. Zu eben diesem Behuf erdichtete Goethe folgendes Produkt, wovon hier noch einige Fragmente sind. Krause mußte die Titelvignette stechen, wo der Teufel Jacobis Kopf in den Lüften führt und der Kritikus unten die Zunge herausstreckt. Bode druckte es in seiner Handdruckerei und rächte sich durch die Unterschrift des Verlegers an die Nachdrucker, die seine Dramaturgie nachgedruckt hatten.«

Der Wortlaut der fragmentarisch erhaltenen Blätter ist im ersten Bande des Archivs für Literaturgeschichte (Seite 316 ff.) abgedruckt, ohne daß die Frage der

Autorschaft gelöst oder auch nur ernsthaft erwogen wäre; vor allem fehlt jeder Hinweis darauf, daß dieser Text bis auf einzelne Stellen mit dem Original=Woldemar von 1779 übereinstimmt, und daß – in vollster Übereinstimmung mit den Worten Goethes – gerade in den einfachen Mitteln, mit denen die Parodie arbeitet, ihre verblüffende Wirkung liegt. Der hier folgende erste vollständige Abdruck des Heftes versucht dies dadurch anschaulich zu machen, daß er die Lesarten des ursprünglichen Drucks, abgesehen von geringfügigen Abweichungen, mit Verweisungszahlen am Schluß bringt. Der Text, der entsprechend dem Schluß des Woldemar von 1779 ‹Seite 235–249› die Katastrophe zu Ende des ersten Bandes im Anschluß an einen leidenschaftlichen Brief Woldemars an Allwina über den Unwert von Freundschaft und Liebe umfaßt, lautet folgendermaßen:

GEHEIME NACHRICHTEN
VON DEN LETZTEN STUNDEN
WOLDEMARS
EINES BERÜCHTIGTEN FREYGEISTES.
UND WIE IHN DER SATAN HALB
GEQUETSCHT, UND DANN IN
GEGENWART SEINER
GELIEBTEN, UNTER
DEREN GEWINSEL
ZUR HÖLLE GE=
BRACHT.
‹VIGNETTE›
GEDRUCKT BEY DEM NACHDRUCKER DODSLEY
UND COMPAGNIE. 7777.

Unterdessen wurde die Verwirrung in Woldemars Gemüthe immer fürchterlicher. = = = Das liebe Mädchen unaufhörlich um ihn, mit ihr die Menge süsser entzückender Angedenken, noch immer voll derselben Kraft ihn glücklich zu machen, wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern, brachte täglich neue Anwandlungen von Glauben, von Vertrauen in sein Herz = = = von Vergebung. = = = Ach! die er aber nicht hoffen konnte, so sehr er sie auch bedurfte ‹1›: ohne Sinn für seine tiefen Leiden = = = vielleicht insgeheim sie verachtend; hoch erhaben über den thörigten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleiden sich zu ihm herablassend = = = die Edle! = = = Ha! Elende! Ferne, ferne Du von diesem Herzen, das Du geschändet, das Du verlassen hast.

Alle seine Beschäftigungen lagen. Ausser daß er fast täglich an Allwina schrieb, die doch an dem Orte ihres Aufenthalts nur zweymahl in der Woche Briefe erhalten

konnte. Aber von seinen Briefen wurde auch nur der dritte, vierte wirklich abgeschickt, weil er während dem Schreiben, sich immer vergaß und in Ausbrüche der schwärzesten Melancholie gerieth. Allwina sollte auf seine Trennung ⟨2⟩ vorbereitet seyn; doch wollt' er weder ihre Freundinn bey ihr verklagen, noch sie wegen seines bevorstehenden Schicksaals ⟨3⟩ argwöhnisch machen. Hier ist einer von diesen Briefen, die zurückgehalten wurden.

»Ich habe zwanzig Briefe an Dich geschrieben, die Du alle nicht bekommen hast, sie sind zerrissen, verbrandt. Aber was soll ich Dir länger verheelen, daß ich in die tiefste Schwermuth versunken bin. Mir schaudert vor dem Gedanken, deine Engelseele mit Geheimnissen der Hölle zu verfinstern! Aber ich muß, ich muß! Oder soll ich fort! auf und davon? = = O, wie lange bin ich dazu ⟨4⟩ versucht gewesen. Aber Du sollst nicht elender werden, als das Schicksal Dich macht: Ihm Deinen Fluch nicht mir! = = = Warum hörtest Du mich ehmahls nicht, als ich dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! = = = Ihr lachtet! = = Ha! nun ist's an mir, zu lachen!

Ich bin nicht im Fieber, Alwina; o Gott, ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande, = = = Aber, Dir entdecken, was ich habe, das geht nicht; ich sag' es auch Henrietten nicht, meinem Bruder nicht, niemanden! Aber, ja, es wird mir etwas begegnen ⟨5⟩ = = etwas = = = Ich hab' entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist = = = ausgenommen dem Narren = = ich preise sie wohl einmahl wieder, so Gott will und ich lebe!

Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten. = = = Ich bitt' ich beschwör' Euch, spart das! Sagen werd' ich nichts; und Euer Mitleiden? darüber werd' ich lachen = = und rasen. Ja, wenn ich Steinschmerzen hätte, oder die reissende Gicht, oder ich wäre in Armuth gesunken, oder es wäre sonst ein endlicher Jammer über mich gekommen = = Dann! Aber nun? Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme davon kein Tropfen zu statten.

Daß in den Menschen das gelegt werden mußte, das Sehnen nach Mitgefühl, die brennende Begierde nach Menschenfleisch ⟨6⟩. = = Die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhunger ist, der nur des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! Aber nein! so scheint es von der einen Seite nur. Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger; sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich ist: darin das Elend!

Woher nur die Sage unter die Leute gekommen seyn mag = = = das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? = = = Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!

Wahrlich, es ist nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menschen so an einander ⟨7⟩ hangen. Worauf wir eigentlich einen Werth legen, das ist nicht. Die geselligen Gefühle, wie sie Namen haben, sind in sich so zusammengesetzt, so unendlich verpfuscht ⟨8⟩, so an tausend Enden zerrissen ⟨9⟩, so zweydeutigen, betrügligen, hinfälligen, unwesentlichen Wesens; daß man nie wissen kann was man hat ⟨10⟩. = = = »Doch giebt es Beyspiele von Treue, von alles überwiegender Anhänglichkeit!« = = = Das weiß ich! Aber liegt da wohl je *wirkliche Sympathie* zum Grunde? ist da je *eigentliche Liebe*? Nichts weniger! Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen ⟨11⟩ sinds! . . . Schau die *Petern*! ⟨12⟩ Was hat die nicht für ihren Mann gethan? Wie war und blieb sie ihm nicht ergeben? Man geräth ausser sich vor Bewunderung, wenn mans erzählen hört. Und nun im Grunde, was ist's mit der Petern? ⟨13⟩ Fühlte sie bey ihren schönsten Handlungen wohl mehr, hatte sie wohl mehr Genuß davon, als wenn sie für den Mittag eine Suppe aß? ⟨14⟩ Hatte ihr Mann wohl mehr Genuß davon, eigentlichen *Seelengenuß*? . . . . Und so ist's überall, wo Menschen anhaltend beyeinander sind ⟨15⟩: entweder *blinder Tand* ⟨16⟩, wo sie so hineinkommen, ohne zu wissen wie; eingebläuet, angewöhnt um Gotteswillen; oder elendes . . . so elendes Stückwerk, daß es eine Sünde ⟨17⟩ ist. Hält wo noch einige Vereinigung Stand, und sie bewahrt nicht jene gegenseitige gleiche Dumpfheit, so bewahrt sie gegenseitige Religion ⟨18⟩; = . . etwa von der einen Seite durch Verzweiflung an Mitgefühl, an Einverständniß; und von der andern durch kindische Genügsamkeit: . . . oder auf sonst eine Weise: denn hier können die Verhältnisse ins Unendliche abwechseln, und manches recht hübsch und artig ausfallen: das Band aber, das sie zusammen zieht und hält, . . . ist nichts weniger . . . *als was es heißt*! . . . In alle Wege, je fähiger der Mensch zur Glückseeligkeit wird, je *unglücklicher wird er* in der That: je vortreflicher Menschen werden, die einander gut sind; je loser, je unsteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine, oder der Andere, oder beyde zugleich sich mehr einbilden ⟨19⟩, jeder in dem Seinigen, . . . werden sie sich unähnlicher; indem sie an Kraft zu gewinnen glauben ⟨20⟩, ihr Geist sich weiter ausbreitet, selbst ihr Herz sich verhärtet ⟨21⟩, . . . werden sie, *gegenseitig, eigener*, werden sie *unabhängiger* von einander; ihre Sympathie, kriegt die Antipathie = . . und ihre Freundschaft hat ein Ende.

Ich hab es lange gewußt, aber mein Wissen war nur Stückwerk: jetzt hab' ichs ganz; bin der Wahrheit und der Weißheit toll und voll ⟨22⟩ . . . ein Seher, ein Prophet, und habe Dir kund gethan meine Offenbarungen, habe Dich gelehrt, habe Dir geweissagt, . . . und muß nun weiter bis ichs *verkündige auch den unterirrdischen Geistern* = ... So laß mich denn, und Gott sey mir ⟨23⟩ gnädig!«

Unterdessen Woldemar diesen Brief schrieb, war Henriette in sein Vorzimmer gekommen. Die Thüre von seinem Cabinet war zu. Sie hörte etlichemahl daß er

gewaltsame Bewegungen machte, röchelte, Bewegungen machte und fürchterliche Flüche ⟨24⟩ ausstieß. Hernach wurd es ganz still. Darauf hörte sie Weinen und Schluchzen.... Und nun wieder stille wie todt. Sie versuchte an der Thüre vom Cabinet, ob sie zugeschlossen wäre =.. sie gieng auf.
Er saß, den Hals ⟨25⟩ umgedreht, nach der Wand, an die ihm das Gesicht gequetscht war ⟨26⟩, wie aus Begierde sie mit den Zähnen zu fassen; die Arme vorwärts steif ausgestreckt, und die Hände los gefalten; die Beine hiengen zückend ⟨27⟩ längst dem Sessel, so daß sie nur mit der Spitze den Boden berührten. ==. Henriette trat bebend näher. Sie erblickte das frisch Geschriebene. Von selber fielen ihr die letzten Zeilen, die sehr grosse und weitläufige Buchstaben hatten, in die Augen. Sie glaubte der Brief wäre an sie, und durchlief ihn ungeduldig, das hinterste zuerst; dann fieng sie von vorne an = las; meinte noch immer er gehe *sie* an; begriffs doch länger nicht.. Da kam sie an die Worte: »Ich rede nicht im Fieber, Allwina;«... *Allwina*? Sie fuhr auf mit einem lauten Schrey.... Der Teufel ⟨28⟩ kehrte sich um, riß ihr das Blatt aus der Hand; und stieß sie unsanft auf die Seite. Sie sank, und meinte die Erde wäre mit ihr versunken. Aber sie war bald wieder bey sich; kam zurück; hieng sich Woldemarn an den schlappen Hals ⟨29⟩, und zerran über ihm in Thränen und in Küssen. Da sie einigemahl zu reden versuchte; jedesmahl stockte, und nun wieder heftiger weinen mußte: wurde ihr weh bis zur Ohnmacht; sie mußte ihre Stellung verlassen und einen Stuhl suchen.... Woldemar blickte nach ihr hin... *Er konnte nicht länger!* Sein Herz hob sich, als höbe mit ihm die Welt sich aus ihren Angeln. »Ach, Henriette!« rief er, und stürzte zum letztenmahle hin vor ihre Kniee ⟨30⟩, »Er ist verloren; laß ihn, rief der Teufel, in meinen ⟨31⟩ Armen sterben!« Henriette war ohne Sprache; sie drückte ihn an sich; schluchzte; sah gen Himmel... »Ja!« fuhr sie ⟨32⟩ fort, »ich bin hin; aber so lang ich noch lebe, muß ich Dich lieben«.... Es ist entsetzlich, daß ich mich an Dir betrogen habe, denn Du scheinst ⟨33⟩ das beste Geschöpf unter der Sonne! ... O soft es ⟨34⟩ endlich einmahl schwinden dies Herz, nachdem ⟨35⟩ es so oft alle seine Kraft von sich geströmt hat!«... Lieber! rief Henriette weiter ⟨36⟩, Lieber .. Lieber .. Ach *Betrogen*? Sie konnte nicht weiter. »Du liebst ihn nicht, wie er Dich liebt« ⟨37⟩ sagte der Teufel ⟨38⟩, »Dein Gefühl für Freundschaft ist anders als das meine. Seine ⟨39⟩ Freundschaft konntest Du fahren lassen; ... es sey warum es wolle, Du konntest sie fahren lassen; ihn ⟨40⟩ konntest Du dahin geben! Und ich, rief Henriette, ich ... ich liege ⟨41⟩ hier auf den Knieen! Der Teufel ⟨42⟩ sprung mit Heftigkeit auf, setzte ihr beyde Fäuste vor ⟨43⟩ die Stirne, und rief aus ⟨44⟩: Nur *Trümmer*! Und das dein ⟨45⟩ Alles ..= Und darum *betteln*! ... Aber was hilfts?« Sie ⟨46⟩ stürzte sich von neuem auf den Boden... »Bester, Bester ⟨47⟩ auf Erden, habe Mitleiden! verlaß mich nicht« Henriette verbarg ihr Gesicht ⟨48⟩ und brach in eine Fluth von Thränen aus.... Woldemar! sagte Henriette mit gebrochener Stimme, Dich verlassen? Dich, für den ich alles verließ? Der Teufel sprach ⟨49⟩: ich wollte, daß ich sein ⟨50⟩ Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege ⟨51⟩, und Dich nöthigen es zu trinken, ...

damit Dir alles zu Theil würde, Dir nur alles zu gut käme von ihm⟨52⟩, eh es dahin ist;... damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme⟨53⟩. O das nur: rief sie ausser sich⟨54⟩: die Erfüllung seines⟨55⟩ Glaubens, die Rettung meiner Liebe, der Liebe, die ich fühle, und die ich *wähnte*; der ein *Wesen*, eine sichre Stätte auf ewig, und ich will, ohne Klage, vergehen; will verloren seyn!« Sie⟨56⟩ senkte sich wieder. Und....⟨57⟩

Die wichtigeren Abweichungen des ursprünglichen Woldemar sind folgende:
1⟩ Ach! Die sie aber nicht foderte, deren sie nicht zu bedürfen glaubte; 2⟩ Schwermuth 3⟩ noch gegen Menschen und Glückseeligkeit überhaupt sie 4⟩ O, ich bin tausendmahl dazu 5⟩ es ist mir etwas begegnet 6⟩ *Menschen-Herz* 7⟩ Menschen an einander 8⟩ vermischt 9⟩ zu fassen und zu lassen 10⟩ hat, oder ob man nur was hat 11⟩ Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen 12⟩ Redern! 13⟩ Redern? 14⟩ kochte? 15⟩ einander etwas sind 16⟩ Trant 17⟩ Schande 18⟩ Resignation 19⟩ ausbilden 20⟩ gewinnen 21⟩ erweitert 22⟩ Weisheit voll 23⟩ Dir 24⟩ machte und fürchterliche Töne 25⟩ Kopf 26⟩ gegen die er das Gesicht gequetscht hatte 27⟩ gezuckt 28⟩ Woldemar 29⟩ den Hals 30⟩ stürzte vor sie hin auf die Knie, – 31⟩ »Ich bin verloren – laß mich in Deinen 32⟩ er 33⟩ bist 34⟩ O, es wird ja doch 35⟩ Herz, endlich einmahl vergehen, nachdem 36⟩ unterbrach ihn Henriette 37⟩ mich nicht, wie ich Dich liebe 38⟩ Woldemar 39⟩ Unsere 40⟩ mich 41⟩ – – Und ich, ich – ich liege 42⟩ Er 43⟩ setzte beyde Fäuste sich vor 44⟩ Stirne: »Gott!« rief er aus – 45⟩ mein Alles 46⟩ Er 47⟩ Beste, Beste 48⟩ verbarg sein Gesicht in Henriettens Schooos, 49⟩ »Ach!« sagte Woldemar, indem er sein Gesicht wieder in die Höhe richtete – 50⟩ mein 51⟩ Weib ihre Brust, 52⟩ mir 53⟩ dies unaussprechliche *Gefühl* hier, gerechtfertiget würde – und *Bleiben* erhielt – und dereinst gen Himmel stieg! 54⟩ nur: die Erfüllung 55⟩ meines 56⟩ Er 57⟩ Und Henriette...
Doch genug von diesem Auftritt, mit dessen Beschreibung ich mich besser gar nicht versündigt hätte! Denn nur einen Moment davon darzustellen in Geist und Wahrheit – ist unmöglich.

IV

Um die Hauptfrage zu beantworten: rührt die vorliegende Parodie von Goethe her, müssen wir uns der Worte erinnern, die Johanna Schlosser aus seinem Munde zitiert: »daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Auch habe er dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß desselben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen.« Diese Angaben stimmen nun mit dem Text der vorliegenden Parodie so genau überein, daß die Identität beider unzweifelhaft ist. Die Abweichungen von dem Wortlaut des ursprünglichen Woldemar, wenig mehr als fünfzig an Zahl,

haben zunächst nur die Tendenz, den schwachen, wankelmütigen Woldemar, gegen den sich der Spott hauptsächlich wendet, ins Unrecht zu setzen, als den allein schuldigen Teil hinzustellen und auf sein bevorstehendes Schicksal vorzubereiten. Dann leiten kecke, burschikose Änderungen wie »die brennende Begierde nach Menschenfleisch« (für »Menschen-Herz«), »Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen« (für »Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen«), die »Petern«, die ihre Suppe »aß« (für die »Redern«, die sie »kochte«), »der Weißheit toll und voll« (für »voll«) oder eine beißende Anspielung auf Jacobis Gefühlsphilosophie (»Religion« für »Resignation«) zu der eigentlichen Parodie des Schlusses über, die sich auf wenigen Seiten und mit den einfachsten Mitteln abspielt. Die bombastischen Worte Woldemars im Original: »und muß nun weiter, bis ich's verkündige auch den unterirdischen Geistern« lieferte die einfachste Begründung, und die Überleitung ergab sich wie von selbst, wenn ein »röchelte« eingeschaltet, »Flüche« statt »Töne« gesetzt und die gerade geniale Lesart vom umgedrehten »Hals« statt »Kopf« eingeschmuggelt wurde. Im folgenden Gespräch zwischen Henriette und Woldemar brauchte dann nur der Teufel für einen von beiden eintreten und die Parodie war folgerichtig bis zu Ende durchgeführt.
Echt Goethisch ist vor allem die Veränderung der stillosen Worte Woldemars: »ich wollte, daß ich mein Herz fassen könnte, wie ein Weib die Brust, und Dich nöthigen es zu trinken« in das groteske Bild des Teufels: »ich wollte, daß ich sein Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege, und Dich nöthigen es zu trinken«, das schon Satyros, der vergötterte Waldteufel braucht:

Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Fass' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel bespritzen,
Das ist, bei Gott! ein ander Wesen.

Aber auch an andern Stellen, die ganz auf das einzelne Wort gestellt sind, so in der grausamen Verdrehung von »damit nur dies unaussprechliche Gefühl hier gerechtfertiget würde – und Bleiben erhielt – und dereinst gen Himmel stieg« in »damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme«, scheinen mir unzweifelhaft Goethes eigene Laute durchzuklingen.
Wenn also, wie wir bereits sahen, Goethe weder an dem Druck der Parodie beteiligt war, noch überhaupt etwas über den Woldemar »geschrieben«, sondern nur »mündlich über ihn geschwatzt hat«, so müssen wir entweder annehmen, daß während oder bald nach seiner »Standrede« ein Mitglied der Hofgesellschaft, etwa Luise v. Göchhausen, seine Parodie niedergeschrieben habe, oder daß nachträglich, auf Grund gemeinsamer Erinnerung, die charakteristischen Stellen der Änderungen in einem Exemplar des Woldemar eingetragen sind und so als Grundlage des Druckes gedient haben. Mir scheint das letztere als das wahrscheinliche. Ob bei dieser nachträglichen Redaktion einzelne Stellen verändert, andere ganz übergangen

sind, tut nichts zur Sache; in allen Hauptsachen dürften Goethes eigene Worte, die sich als Kraftausdrücke leicht dem Gedächtnis einprägten, getreu wiedergegeben sein. Unzweifelhaft ist an der Drucklegung der Parodie Johann Joachim Christoph Bode beteiligt, der, wie eingangs bemerkt, seit kurzem als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff in Weimar lebte. Er hatte, wie genugsam bekannt, in Hamburg gemeinsam mit Lessing eine Buchhandlung begründet, die dem Selbstverlage der Autoren dienen sollte und unter andern die Hamburgische Dramaturgie verlegte, aber an den Chikanen des zünftigen Buchhandels und an dem Piratentum des Nachdrucks scheiterte. Einer der frechsten Vertreter desselben, die angebliche Firma »Dodsley und Compagnie«, unter der sich der Dyksche Handlungsdiener Schwickert in Leipzig verbirgt, hatte schon Lessing in den letzten Stücken der Dramaturgie bekämpft und auch Bode setzte diese Firma auf die Parodie des Woldemar, teils um sie schon äußerlich als Nachdruck zu kennzeichnen, teils um den primitiven Druck, der zweifelsohne auf einer Handpresse hergestellt ist, die dürftige Ausstattung, die grobe Heftung der einzeln auseinander geschnittenen Blätter zu rechtfertigen. Ob Bode auch an der Fassung des Titels, der an die Bänkelsängerlieder und komischen Romanzen der Zeit erinnert, beteiligt ist, steht dahin.
Die beiden Vignetten auf dem Titel und am Schluß sind nach glaubwürdiger Angabe Böttigers von Krause, d. h. von Georg Melchior Kraus, dem Direktor der weimarischen Zeichenakademie, gestochen, von dem auch das Bild zum »Neuesten aus Plundersweilen« herrührt. Die Titelvignette, der Teufel mit Woldemars Kopf zur Hölle fahrend, scheint auf einem Portrait Jacobis zu beruhen, das sich bisher nicht nachweisen ließ; auch die Schlußvignette, der Kritikus, der dem Autor und Leser die Zunge herausstreckt, zeigt viel Humor.
Ob Jacobi von der Drucklegung der Parodie etwas erfahren hat, erscheint zweifelhaft; sie wäre in der Polemik gegen Goethe gewiß nicht übergangen, wird aber nur von Anna Amalia und Böttiger erwähnt. Doch die alles heilende Zeit löste auch diese Spannung. Schon am 2. Oktober 1782 bot Goethe dem alten Freunde die Hand zur Versöhnung; und er täuschte sich nicht in dieser edlen Natur. Jacobis Reise nach Weimar im Herbst 1784 trug wesentlich dazu bei, das alte Vertrauen wieder zu erwecken; und den letzten Rest einer Mißstimmung zu tilgen, wählte Jacobi im Jahre 1794 das vornehmste Mittel, indem er Goethe die zweite Auflage seines Woldemar (Königsberg 1794) widmete, in der besonders der von Goethe parodierte Schluß völlig umgearbeitet und überhaupt aus dem ganzen Buche ein fast neues und weit wohltuenderes gemacht war. Die Dedikation, nur Goethe in ihren zarten Andeutungen verständlich, lautet: »Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen; schwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir; ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern. Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsre Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn

es Wein wäre, nicht zu genießen seyn würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.« Goethe dankt am 26. April 1794: »Was so ein Wort, das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank daß du bey einer so schönen Gelegenheit unsrer alten Freundschaft gedenken wollen und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich.«

Aber auch in dieser neuen Bearbeitung machte Woldemar kein Glück; vergebens versuchte Wilhelm v. Humboldt in einer ausführlichen Besprechung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung durch Hervorhebung der philosophischen Vorzüge die Schwächen der künstlerischen Komposition zu verdecken. Zwei Jahre darauf erschien Friedrich Schlegels vernichtende Kritik der letzten Ausgabe von 1796, die das Urteil über den Roman dahin zusammenfaßt: er sei nicht eine Darstellung der Menschheit, sondern nur der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit. Im letzten Grunde also eine Bestätigung von Goethes Urteil, dessen Herbigkeit tief in seiner künstlerischen Überzeugung begründet lag.

WILHELM VON SCHOLZ: GEDICHTE

ABENDLANDSCHAFT

Tritt aus Laubdunkel in das kühle Licht
scheidenden Tages, das die Wolken noch erleuchtet
und das verdämmernde Gebirg. Der weite See
hält ihm den grauen Silberspiegel vor,
auf dem es auslöscht. Jetzt umwandert rings
den Kreis des Sehens ein Verhüllender,
der das Gewölk anhält, daß es sich lagert
auf Schattenufer. Eine dunkelnde Seele
verrinnen wir in sein Herüberschaun.

FIEBER

Ich lag wohl eine Stunde reglos wach,
der Nacht zulauschend, die halb durchsichtig-
über mir stand wie ein ganz stiller See.
Die flüssige Schwere ruhte so verteilt,
daß mir mein Lager langsam schwebend ward
inmitten des senkrechten Schattens Raum.

Mein Auge schloß sich, als der Schatten sank.
Doch unter den geschlossenen Lidern stiegen
Gedanken auf wie Perlen Luft und trugen
mancherlei hoch, weit über mich hinauf.

Sie schwanden wohl; denn in die Dunkelheit,
die aus mir aufsah, kam das lautlose Fallen
vergessener Dinge. Dann erstarb auch dies.

Die flüssige Schwere lastete auf Traum.

DAS WORT

In jenem Jahr, als ich verzweifelte,
hört ich einst Nachts ein schon verhalltes Wort,
als ob im Traum, der eben am Erwachen
erschüttert anschlug, eine ferne Stimme
mit sich gesprochen hätte – nicht mit mir:
»Beruhigt nicht Verzweiflung tief wie Schlaf?«

FRANZ BLEI: KATHOLISCHE MEDITATION

Auf nichts sonst haben die europäischen Völker mehr Energien Geistes und Leibes verbraucht als darauf, dieses unbewußt ironische Vermächtnis eines kleinen vorderasiatischen Stammes sich einzugleichen. Nichts erreicht die Anstrengung dieses währenden Versuches, das Christentum zu verdauen. Verschlingen, Ausspeien, Neubereiten und Wiederverschlingen sind eine immerwährende Folge durch zwei Jahrtausende. Gesellschaftlich wurde, was es schon vor dem Christentum war, was es auch nach dem Christentum bleiben wird: die Kultformen der Umzüge, Feste, Opfer und Gebete. Das andere alles steht zwischen Ja und Nein, Verehrt und Verworfen, Geglaubt und Geleugnet. Oder ist indifferent geworden.

Wie immer, wenn große Energien an die Aufnahme eines in die Welt Gesetzten verwandt werden, gibt das ein Blühen der Kräfte, eine Steigerung und Verfeinerung und Vertiefung der Mittel, die zuvor nicht war. Und wird, was wir als barbarisch oft erkennen und darob vertilgen möchten, Ursache sublimster Menschlichkeit. Wir venerieren um dieser sublimen Folgen willen. Der Erwerb der sentimentalen Liebe muß es uns vergessen machen, daß wir für die naive Sinnlichkeit das Gewissen eingetauscht haben. Daß ein Leben war wie das des Franz von Assisi, muß es uns hinnehmen lassen, daß die zufälligen Bestimmungen einer judäischen Existenz: niedre Geburt, Armut und Keuschheit als das ethische Ideal dogmatisiert wurden. Und wer auch diese Folge Franciscus nicht will und sie barbarisch empfindet, der veneriert die Fioretti oder die Giottofresken oder Dante. Das Entzücken vor dem Werke des Ignaz von Loyola: die Gnade nicht verlieren und doch die Begehrungen und Lüste leben zu lassen nach dem Eigensinn ihrer Macht, dieses groß geschaffne Werk subtilster Psychologie muß dafür entschädigen, daß wir diese Häßlichkeit der heimlichen Orgie und öffentlichen Ehrbarkeit um uns erleben. Und die Kathedralen und Bildwerke und Gedichte, das Süßbittre der Sünde und das Fremdwerdenkönnen zu sich selber und daß in allem sein Gegenteil lebendig ist, dieses läßt es hinnehmen, daß Pascal, die stärkste Intelligenz eines Jahrhundert, den Rosenkranz betete, daß ein wütend gewordener Mönch und enger Bauernschädel wie Luther aus des schönen Baumes gefährlichsten Früchten ein eckles Gift zog: eine christliche Moral ohne christliche Voraussetzung, ein Beten mit Erfolgberechnung, pastorale Heiligkeit mit gebilligtem Kinderzeugen. Und die sich am weitesten vom Wesentume des Gottglaubens entfernt haben und für dieses ganz indifferent geworden sind, sagen wir populär die Ästheten, sie nehmen es für die erlebten Schauer in dunklen Kirchenschiffen hin, daß es einen Syllabus gibt und daß Professoren nicht Auslegung nach eigenem Ermessen treiben dürfen. Irgend ein Kleinstes hält deinen liebenden Blick und um dieses Kleinsten von dem Ganzen willen nimmst du dieses Ganze hin, das du auch verächtlich und wie immer sonst finden magst. Es ist ein Band, und bindet es auch nicht, so zieht es doch hin. So ist die katholische Kirche ein mannigfach Lebendes.

Der Heiligenalmanach ist sehr umfangreich. Aber es sind nur zwei Heilige, in deren Wesen und Werk der Katholizismus seinen bedeutendsten Ausdruck fand, bis an die Grenzen seiner Möglichkeit geführt wurde: Franz von Assisi und Ignaz von Loyola. Diese beiden erschöpfen. Es gibt Ausnahmeerscheinungen wie Augustinus und Joachim de Fiore, oder Gelehrte wie Origines, oder Ekstatische und Halluzinierte; oder Ehrgeizige mit einem starken Willen wie Dominicus und kluge Ordner wie Benedictus, dessen Regel ein Meisterwerk ist. Und dann gibt es noch eine große Schar unterernährter Seminaristen mit finnigem Teint. Aber Franz und Ignaz sind das Ganze der Kirche, die auf dieser Erde steht und zum Himmel will, sind das Kreuz, das die Arme breitet und Komm! sagt und das Kreuz, das die Arme spreitet und Halt! ruft.

Franziscus ist der Glühende und Strahlende, unbesorgt und sorglos, der Bruder der Sonne und des Windes, das Herz in Einfalt und alle Sinne erschüttert, ein Dichter. Er hat sich nie die Lehre kümmern lassen, und alle auf das Dogma verwandte Zeit schien ihm verschwendete Zeit. Er polemisierte nie, denn der Hochmut des Geistes war ihm fremd und er richtete weder Weg noch Ziel in Rücksicht auf des Nachbars Existenz. Er befolgte das Wort Joachims, seines geistigen Vaters: »Die Wahrheit, die den Weisen verborgen bleibt, offenbart sich den Kindern; die Dialektik schließt was offen, macht dunkel was klar war; sie ist die Mutter unnützen Redens, der Eifersucht und der Lästerung.« Und lebte des Joachim Mönchsideal: qui vere monachus est nihil reputat esse suum nisi citharam. Es konnte wirklich einer das Leben des Franz als das eines Troubadours schreiben, denn er war ein Gaukler des Herrn und sang sterbend seine Hymne an die Sonne und hatte in seiner Regel bestimmt, die Brüder sollen sich gaudentes in Domino, hilares et convenientes gratiosos zeigen. Dieser ganz unpsychologische Franciscus war ein Heretiker; ein Heretiker wie Jesus Christus. Die Nachfolge gab ihn auf, um nicht den Tod zu erleiden, dem er durch ein Wunder, auch Wunder seines reinen Wesens, entgangen war.

Vier Jahre nach Francisci Tode interpretierte Gregor IX. die Regula und das Testamentum, trotzdem der Heilige jeden Kommentar verboten hatte, und erklärte, die Brüder seien an die Beobachtung des Testamentum nicht gehalten. Die wenigen, die wie Caesarius von Spira und Bernardo de Quintavalle die Regel des Franz treu befolgten, wurden gehetzt und umgebracht. Aber was da geschah war nicht Wille der Päpste nur, war vielmehr was die Not der Brüder selber verlangte, die Lebensnot der Brüder. Factus in agonia heißt es bei Luccas vom Gebet des Herrn. Die währende Agonie als das ideale Leben, das Hingabe und Auflösung ist, war das Beispiel Franciscus'. Aber die Brüder waren wie der Franciscaner bei Chaucer, und die Fioretti sind eine poetische Fiktion, der man die Wirklichkeit der Manuale gegenüberstellen muß, die Bonaventura, David von Augsburg und andere schrieben: darin ist ein lebensleerer Puritanismus darauf aus, den groben Mönchen, die die Brüder waren, Lebensart beizubringen und jenes sterile Mönchsbewußtsein der Abgeschlossenheit gegenüber der Welt und des Besserseins als die

Welt. Nach Franz kamen die Machtsucher wie Elias und kamen die Gelehrten, die wie Judas Ischariot bis dreißig zählen können und kamen die Fanatiker, die ihre Liebe nicht aus dem haben was sie lieben, sondern aus dem was sie hassen, und die alle zu arm an Glauben waren, um Heretiker zu sein wie Franciscus. Und kam diese große Schar der bequemen feisten Burschen, denen das parasitäre Leben recht genehm war und die ihr Untermenschentum um so leichter durchsetzten als so strengem wie dem Beispiel des Heiligen nicht zu folgen war, im Einzelnen nicht, wozu im Ganzen dann? Franciscus wurde eine Reliquie. Seinen Namen zu nennen genügte. Jeder konnte das und tat es. Es war ganz leicht und verpflichtete nicht. Der Heilige selber hatte ja seine Autorität aufgegeben. Die Reste würden genügen, er brauche nicht zu kochen, sagte Franz einmal dem Bruder Stefano. Und als dem Heiligen die Reste des Mahles dann doch nicht genügten und er, den Bruder fragend weshalb er nicht gekocht habe, die Antwort bekam: »Du selber, Vater, hast es so gewünscht«, da sagte Franz: »Teurer Sohn, die Folgsamkeit ist eine schöne Tugend, aber doch sollst du nicht immer tun was dein Oberer dir angibt, besonders wenn er von einer Leidenschaft bewegt ist.« Franz rechnete mit den Werten seines Genies als mit Selbstverständlichkeiten bei den andern, denn er war ganz einfach und sah auch das Beispiel seines heroischen Lebens als ein ganz einfaches an, als etwas »natürliches«. Die Komplikationen, die durch eine mindere Begabung oder Begabungslosigkeit entstehen, wenn sein einfaches Wort sie trifft, von diesen Verwirrungen verstand er nichts. So blieb von ihm nur eine Idee, die an einem Beispiel einmal Tat geworden war: ein Genie. Das andere beschreiben die italienischen Novellieri und die deutschen Schwankerzähler.

Das Reich Gottes steht unmittelbar bevor, das Maß ist voll, die Rache des Herrn ist nahe, schon setzt der Engel des jüngsten Gerichts die Posaune an die Lippen: — dieser Glaube lag auf den Stärksten und machte sie abgewandt dieser Welt und richtete sie auf die andere. Deshalb dieses Stillestehen des Mittelalters und diese Steigerung des Religiösen zu Genie und Manie und dieses bis in die feinsten Capillaren Erfülltsein des ganzen Organismus der Gemeinschaft von den Dingen außer dieser Welt. Genie und Manie: die Geißler und die Selbstmordlehre der Catharer, und das Evangelium der Armut und das mit Bewußtsein Sichhingeben und nichts dafür verlangen: was die Freude ist. Und das unruhvolle Wandern und Ziehen, das es in keiner Behausung leidet, es wäre denn Zelle oder Kirche. Die Erde lächelnd aufgeben um eines höheren Gutes willen, ein Verzicht ohne Schmähung, ein Sterben in Frohheit: das war die übermenschliche Forderung des Heiligen Dichters, den das Böse nie quälte wie seine Zeit und der die Angst seiner Zeit nicht kannte. Vor dem nahen Ende zitternd und grausend das Leben aufgeben, das konnte man zur Not, ihm heiter entgegenlachen, das konnte keiner außer ihm. Aber —: die Welt ging nicht nur nicht nächstens unter. Man entdeckte noch neue sinnliche Welten, da man mit den Schiffen ausfuhr, und andre Welten grub man

aus dem Schutt und andre fand man in den alten Schriften lesend. Die Welt ging nicht unter, sie wuchs und wurde reicher. Die Oberfläche — das Mittelalter kannte kaum so etwas — entfaltete sich und enthüllte Köstliches. Der Saft schoß in Gezweig und Blatt und Blüte, und die Fruchtbarkeit des Sichtbaren kreiste in stolzem Gebären. Die Magerkeit der gotischen Knochen bekam Fleisch und Fett. Die Schweifenden wurden seßhaft und bauten sich prunkvolle sichere Häuser. Das Denken wurde üppig. Und die Nacht verlor das Grauenvolle, denn nicht mehr von Spuck war sie erfüllt, sondern vom Abenteuer. Die große Fastenzeit war vorüber, und es begann des Gargantua mächtiges Fressen alles Versäumte nachzuholen. Das Religiöse war kein Teil des großen Denkens mehr und wurde ein Mittel für irdische Schönheit, wurde Form und Gebärde. Einen Bilderstürmer entzündete es noch, einen andern, aber schon trug ihnen das Volk den Scheiterhaufen zusammen. Und dann beschäftigte das Religiöse ganz nur mehr die mittleren Intelligenzen mit dem Reformeifer, wie Luther und Calvin, wurde eine Pfarrer- und Mönchsangelegenheit, wurde politisches Mittel. Die Epopöe war aus. Das Drama hatte begonnen.

Da stand nach einem glutgekochten Tage die kühle Nacht mit den Sternen über dem fiebernden Krieger, dem eine Kugel das Bein zerschmettert hatte, da waren die quälenden Bücher von Fahrt und Abenteuer in Schlacht und Turnier gelesen, und die gütigen Bücher, die beruhigend von den Heiligen erzählten, waren wie kühlender Trank dem verdorrten Gaumen: und als Ignaz von Loyola vom Lager sich erhob, da war sein Rittertum ausgelebt und sein Heiligtum entschieden. Er ging ins Kloster Manresa. Da gab es erst den Kampf, der mit Gebet und Geißel geführt wurde; wild und mordhaft wütete er gegen das Gefängnis seiner Seele, wie ein Sturm auf eine maurische Veste. Zwei Wege waren: die Mönchskasteiung bis ans Ende der Auflösung, ein Zerbrechen des Leibes ohne Sieg, oder die wonnige Gelassenheit der Beaten, die ihres Gottes so sicher sind, daß sie gleich wie Teufel leben können. Erst schwankte Ignaz. Dann dachte er an eine Flucht: den Märtyrertod bei den Heiden. Doch aber fand und ging er einen dritten Weg. Er wurde »Meister der Affekte«, da er meditierend die Selbstbeherrschung lernte. Er sagte Ja zu diesem Komplex Mensch und wies ihm nur leise die Bahn. Er forderte nicht, er riet. Er moralisierte nicht, er erwog. Er war nicht hart und streng wie ein Gebot, er war klug und sanft wie eine Weisheit. Und kann man die Lehre nach dem Buche des de Sarrasa S. J. gut nennen, das dieser 1664 unter dem Titel veröffentlichte: Ars semper gaudendi. Diese Kunst ist die Praxis einer Entdeckung, um derentwillen allein dieses psychologische Genie Loyola sein Heiligtum verdient. Ignaz stellte als Erster fest, daß der durch das Christentum lädierte und mit einem Gewissen versehene Europäer so mehr von diesem Gewissen leidet, untätig, schwach und krank wird, je stärker er an der Täuschung der eigenen Willensbestimmung festhält. Das Gewissen ist dem Menschen nicht zu nehmen, aber seinen schlimmen Einfluß zu mindern, das ist die Aufgabe. Die damit gelöst ist, daß der

Eigenwille entfernt, ein anderer an dessen Stelle gesetzt wird. Keine Unruhe hemmt nun das Geschehen, kein Tun ist mehr von Zweifeln beschwert; die Ausschaltung des freien Willens ist das vollendete Glück, dem Glücke des Verliebten gleich, der zur Frau sagt: mach mit mir was du willst, dem Glücke des Reisenden gleich, der durch eine fremde Landschaft gefahren wird und kein Ziel weiß. Die jesuitische Lehre sagt Gehorchen wie jeder andere Monachismus, nur nimmt sie dem Gehorchen mit dem freien Willen den Zwang, macht es zur Lust, zu einer Ars semper gaudendi.

Des Ignaz Nachfolge — besser die Schule — ist nicht nur den Protestanten ein Vorwurf schwärzester Teufelmalerei; auch brave Katholiken schlagen ein ängstliches Kreuz, wird der Name der Gesellschaft Jesu genannt. Zeiten gab es, wo man allem Bösen, das geschah, die Jesuiten als Urheber gab, und »Jesuitenmoral« ist ein beliebtes Wort liberaler Versammlungsredner. Eine von allen Seiten geschriebene und den Schriften der Jesuiten immer inferiore Literatur ist voller Leidenschaft und ohne Einsicht, mit Beweis und Gegenbeweis um eine Behauptung bemüht, die dem Ignaz und seiner Schule als Erfindung gibt, was seine geniale Findung nur war. Die jesuitischen Casuisten sagten was ist, und immer wieder so ist, das heißt: sie beschrieben den christlichen Europäer und seine Arten, mit der ihm fremden Religion fertig zu werden. Und es wird behauptet, die Casuisten sagten, was sein soll und immer so sein soll. Was der Redner als Jesuitenmoral andonnert, ist des Redners Moral, seine und die des Nächsten auf der Plattform, ist deine, meine, unsere Moral. Nur die Begründungen differieren nach dem Motiv, das sich uns aus der Illusion des freien Willens als das stärkste determiniert, ich will sagen: wir bemühen uns um die psychologischen Variablen mit Adam Rieses Rechenbuch.
Die Jesuiten glaubten nicht an die Verantwortlichkeit des Sünders und stellten die moralische Unverantwortlichkeit des Menschen auf zu einer Zeit, da man Tieren noch den Kriminalprozeß machte. Das war eine wissenschaftliche Entdeckung, welche die abstrakte Moral aufhob und die Moralen feststellte. Das Gebot heißt: Du sollst nicht stehlen, und es wird gestohlen, notwendigerweise gestohlen des Lebens wegen. Die Jesuiten machten das Gebot praktikabel, indem sie es auf das Leben führten. Das Gebot heißt: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben, und sie wird getrieben, notwendigerweise des Lebens wegen. Die Jesuiten, die sich aus so negativen Tugenden wie der Keuschheit nicht viel machten, sagten, die Reputation müsse einem überfallenen Mädchen wichtiger sein, als Geschrei und Spektakel. Das hat, wie immer die Säße der Jesuiten, die Form einer Aufstellung, ist aber nur Beschreibung dessen was ist. Die überfallenen Mädchen schweigen meist und zu ihrem Vorteil. Die Zeitung und der Gerichtssaal sind dem Opfer eines verliebten Überfalles von größerem Nachteil als der unfreiwillige oder zu frühe Verlust der Jungfräulichkeit. Also sagt Taberna S. J.: »Ein junges Mädchen begeht keine Sünde, wenn es in Gefahr des Todes oder der Schande durchaus passiv bleibt und kein verfügbares Mittel gebraucht, den Verführer zu verjagen, wie ihre

Eltern oder die Nachbarschaft zu Hilfe zu rufen.« Ohne Heuchelei billigt der jesuitische Satz was gegen alles starre Moralgesetz immer so geschieht; stürzen die Opfer des Lebens nicht in morose Gewissensqualen, helfen ihnen ertragen was zu ertragen ist. Und mehr noch: der jesuitische Satz verteidigt eines Jeden Recht, über sich zu verfügen nach Dünken, sowohl nach der Seite der Erhaltung wie Zerstörung des Lebens hin. Er billigt alles das, was man die Vorspiele der Liebe nennt, tut dies klar, kalt, ohne Kritik, physiologisch; zeichnet Plan und Weg der Liebe auf, teilnahmslos, uninteressiert, beihnah gleichgültig. Dummköpfe haben in den Schriften der Jesuiten Obszönitäten zu finden behauptet. Sie wissen das Leben nicht oder sie lügen. Denn in den Büchern ist nichts was nicht das Leben ist. So mögen sie manchmal furchtbar sein. Man kann gegen dieses Leben sein und ein heroisches Beispiel dagegen setzen in einem eigenen Leben anderer Art, wie Franciscus es tat, wie es der Künstler tut. Man kann gegen das Christentum sein und wie Nietzsche sagen: das Christentum, das ist der Feind. Aber man kann nicht für das Christentum sein und gegen die Jesuiten, ein Satz, der in seiner Umkehrung richtig ist für alle, die in den Casuisten die ersten Analytiker unserer moralischen Werte erkennen. Gewiß: der fiktive Bestand absoluter moralischer Werte ist eine Voraussetzung menschlicher Gesellschaftung soweit wir diese bis jetzt erfahren haben, der Ernst wie die Farce bedürfen dieser Fiktion, und beide wollen sich von dem distinguo der jesuitischen Analyse nicht zerstören lassen, wenn sie es auch nicht hindern können, sich von ihm anfressen zu lassen wie Eisen vom Rost. Und duldet die Gesellschaft nur unwillig einen ewigen Störer dieser Fiktion von der absoluten Moral: die Kunst. Weshalb sie sie »nicht ernst nimmt«.

»Der Mensch kann von den Dingen keine ganze und vollkommene Gewißheit erlangen«, sagt Antonius Escobar. Es gibt Wahrheiten aller Grade, aber nicht gibt es die Wahrheit. Wundervolle Sätze des Syllabus verbeispielen den Probabilismus; der 50.: Auctoritas nihil aliud est nisi numeri et materialium virium summa. Oder der 61.: Fortunata facti injustitia nullum iuris sanctitati detrimentum affert. Die Ehrlichkeit der jesuitischen Casuisten schaut das Leben lebendig, die Dummheit der Rethoren, die rechterhand das Gute, linkerhand das Böse setzen und vom absoluten moralischen Gewissen reden, fälscht das Leben und will den Reichtum seiner Formen mindern, weil die Armut ihres Vermögens nicht damit fertig wird. Darüber ist kein Wort mehr zu sagen. Und müßig wäre es auch, heute den Casuisten ihre schwächlichen Begründungen nachzurechnen oder bei dem Mißverständnis erheitert zu verweilen, daß sie, was sie zu Nutz des Glaubens zu tun meinten, im Leben zum Schaden des Glaubens taten. Aber sie haben das Außerordentliche geleistet, dem im Blute unchristlichen Europäer das Christentum erträglich zu machen, zu einer Zeit, die einen solchen Mittler brauchte. Und haben den Boden der alten Kultur vor dem Protestantismus gerettet, der keine Kathedrale ist, sondern ein Hotel, in dessen Zimmern die guten Gewissen schnarchen und in das Gott nicht eintritt.

Ich habe diese beiden wesentlichen Formen des katholischen Lebens, Franz von Assisi und Ignaz von Loyola nicht um ihrer selbst willen erinnert, sondern weil sie das Entweder — Oder sind, vor das die katholische Kirche gestellt ist, heute wie immer. Und weil heute die Entscheidung, wie sie auch ausfalle, Antwort auf diese Frage gibt: Ist die Kirche im heutigen Leben ein Machtfaktor, der seinen ihr entsprechenden Ausdruck findet?
Vor jeder Art Antwort sind zwei Dinge auszuscheiden: die katholischen Parteien und die Ausnahme des Einzelnen. Wirkliche oder vermeintliche Wirtschaftsinteressen und nicht der Glaube sind dort die Bindung. Die Rolle und Bedeutung der katholischen Parteien sind eine politische und keine religiöse Angelegenheit. Das Schlagwort des Glaubens der klerikalen Parteien unterliegt den gleichen zwingenden Determinanten wie das Schlagwort Freiheit der liberalen Parteien: die Anwendung zum Nutzen der aus dieser und jener Leibesnot klerikal oder liberal Wählenden. Versagt der Nutzen, so versagt der Wähler trotz »Glauben« und trotz »Freiheit«. So ist die Tatsache katholischer Parteien kein Beweis für die heutige Macht des katholischen Glaubens. Sie ist vielmehr ein Gegenbeweis —: die katholischen Parteien sind die mächtigsten Zerstörer der Macht des katholischen Glaubens. Zur Zeit höchster Glaubensmacht waren nur die Kleriker klerikal. Klerikale Laien bedeuten Niedergang und Ende, bedeuten die Aufsaugung der Kirche durch den Staat.
Es ist noch vor der Antwort auf die Machtfrage der als Beweis in Anspruch genommene Anruf der Einzelnen auszuscheiden, jener großen katholischen Energien — Chateaubriand, Renan, Kirkegaard, Newman, Baudelaire, Claudel. Sie stehen außerhalb der Kirche und sind katholisch trotz ihr. Die lybische Wüste dieser Heiligen heißt Einsamkeit. Kein Ruf dringt hin, kein Ruf kommt her. Das Wesen der Kirche erfährt durch sie keine Bestimmung, wie es keine durch Franciscus erfuhr, dessen Beispiel sie mehr als aufgab, kaum daß es mit dem Tod erfüllt war. Dessen Beispiel sie aufgeben mußte, weil ihm zu folgen so viel bedeutet wie alle Gemeinschaft auflösen. Das Leben der Vielen, die zusammenhängen, ist mächtiger als das Leben des Einzelnen, der losgelöst ist. Und nicht nur Gregor IX., der Franz aufgab, sondern die katholische Kirche bisher hat sich vor dem Entweder-Oder dahin entscheiden müssen, daß die evangelische Forderung unerfüllbar ist, um des Bestandes dieser Art Lebens willen. Sich für Franciscus entscheiden heißt alle Macht aufgeben und zu Gott einkehren.
Aber die katholische Kirche kann sich heute auch nicht mehr für das irdische Oder des Ignaz von Loyola entscheiden, denn das Entschließen setzt eine Kraft voraus, die ihr fehlt: die Kraft des Glaubens. Die katholische Kirche gibt nicht nach: was wie Kraft aussieht, was aber Schwäche ist. Sie ist nicht mehr der Löwe, der mit seinen Flöhen lebt. Sie fühlt sich von den Flöhen bedroht. Statt im Bewußtsein ihrer Macht, das ihr ehemals eigen war, die Erde sich trotz Schöpfungsgeschichte um die Sonne drehen zu lassen, streitet sie sich mit submissest auslegenden Professoren der Theologie und übt an den schrecklichen Gegnern die Hausmacht einer alten

etwas komischen Erzieherin. Diese ehemals so große Kirche, die durch Ignaz weise einen Newton und einen Pascal leicht ertragen konnte, indem sie sie in sich schloß, ängstet nun vor jedem Studenten der Chemie, daß er mit seinem Spiel die Existenz Gottes erschüttere. Die Kirche hat die weise Kraft verloren, das Haus des Glaubens so weit und hoch zu bauen, daß auch der Zweifel darin seinen Platz findet. Sie hat sich in weltliche Hände begeben und nicht in die besten weltlichen Hände. Der Kardinal Newman möge sprechen: »Wer da sagt, die Kirche vermöge nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben, der unterwirft sie irdischen Bedingungen. Die Kirche ist nicht das Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen.« Die ohnmächtigen Mächtigen der Kirche haben selber die Kirche irdischen Bedingungen unterworfen, haben sie zu einem Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen gemacht und Newmans ersten Satz zur Wahrheit werden lassen: die Kirche vermag nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben. Die Voraussetzungen, unter welche das Leben der Kirche heute gestellt ist, sind keine lebenverheißenden. Sie hat sich den Händen der Politiker, den Laien ausgeliefert und den Chancen von deren Sieg und Niederlage. Die Kirche ist zur Markthalle geworden und auf dem Kreuz des Erlösers kleben Wahlaufrufe. Die katholische Kirche ist daran, zur Reliquie zu werden. Das Greisentum stammelt Bannflüche gegen die Kleinsten und daß sie sich selber in Bann tat, weiß die Kirche nicht. Das Entweder-Oder, das Franz oder Ignaz, ist nicht mehr zu stellen. Selbst wenn die Kirche diese Forderung verstünde, diesen Aufruf zum Leben begriffe, er käme zu spät. Sie ist ein politisches Mittel in den Händen der großen schwankenden Zahl geworden und nicht mehr selber. Auch wenn sie es wollte: sich vom Staate trennen, sich eigenwillig vom Staate zu trennen, — der Staat ließe sie nicht mehr, der Staat gäbe sein bestes Mittel nicht hin.
So ist heute der Zustand der Kirche: Reliquie, und Machtmittel in der Hand eines Stärkeren: des Staates. Und, zu Selbstbetrug und Schein, Emanationen, die eine große Vergangenheit als Farce parodieren.

Die Encyclica De Profundis hat diesen Wortlaut:
Aus der Tiefe unseres Schmerzes ist uns das Wunder der Gnade geworden. Gott der Allmächtige erschien uns im strahlenden Lichte und nahm alle Wirrnis von uns, in der wir lagen, Herde und Hirten. Und entsiegelte unser Herz und löste uns die Zunge, daß wir der Christenheit der Kirche frohe Botschaft künden.
In Wahn und Irrtum haben wir gelebt und in währendem Verlust. Und schien es, als ob wir die Schlüssel zu den Runen unseres Herzens auf ewig verloren hätten, und fremde Schlüssel, deren wir uns bedienten, verwirrten noch mehr und ließen noch mehr verlieren. Der Glaube ist blind, das Herz aber sieht. Wir hatten das Herz versäumt und wollten drum den Glauben sehend machen. Das hat uns in schwere Irrung geführt, auf Wege fremd uns und fremd wir ihnen. Da sprach der Himmel nicht mehr, und wo der Himmel nicht mehr spricht, da schreit die Erde.

Die Erde schreit. Und hilflos waren wir und vermochten nichts, denn wir selber, wir waren mitschreiende Erde, da der Himmel in uns nicht mehr sprach.
Wir sind voll schwerer Sünde — wir haben Gott verleugnet. Wir haben es geduldet nicht nur, wir haben auch alles getan, Gott unsern Herrn zum Götzen zu machen vor den Menschen, uns selber zu Baalpriestern. Und haben uns als Baalpriester gefürchtet und gewehrt dagegen in Zorn und Lüge, daß man andere Einsichten in die materiellen Dinge bekomme als jene sind, die lehren: Baal donnert und schickt den Blitz. Wir haben es in unserer menschlichen Erbärmlichkeit vergessen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, daß der Gott unserer Kirche ein sittlicher Gott ist, nicht ein Naturgott der Wilden, den fortschreitende Kenntnis zerstört. Wir haben was sich die Wissenschaft nennt in Verkennung ihrer so geringen Bedeutung für der Menschen Heil bekämpft und verlogen, und hat doch, daß die Erde sich um die Sonne dreht noch keine Gewissensqual beruhigt und eine Theorie Darwins noch keiner Mutter die Tränen über ihr gestorbenes Kind getrocknet. In diesem Götzenwahne wollten wir das Wissen beherrschen und die Schule und den Staat und alle öffentlichen Dinge. Und redeten auf der Kanzel nicht von der Not unseres Herzens, aber von unserem und aller irdischen Wahne, redeten als Politiker und dienten als Ruffiane der öffentlichen Meinung. Und gaben vielerlei Antwort auf vielerlei Fragen, wo nur eine Frage ist und nur eine Antwort: Gott. Haben die Kirche zur Markthalle um irdische Güter gemacht, nachgebend menschlicher Schwäche und selber dieser Schwäche erliegend, denn auch wir sind nur Menschen. So füllte sich die Kirche unseres heiligen Glaubens mit Götzendienern, Irrgläubigen und eitler Irdichkeit, und wir selber öffneten das Tor den Würmern, die uns verzehren und die Farbe des glorreichen Leibes haben, den sie verzehren: unsers Glaubens.
Wir haben uns der schreienden Erde ausgeliefert. Wir sind, o tiefe Schmach, ein gemeines Mittel politischer Parteien geworden und sitzen unter dem Kreuze und würfeln um unseres Herrn Jesu Christi Kleid. Wir kreuzigen das Herz und waschen uns wie der Prätor die Hände: wir üben die Politik des Lebens. Und dienen dem fremden Herrn und geben Mordwaffen Segen, verhüllen die Lüge und verlügen die Not. Seelsorger sind wir nicht mehr, Leibdiener sind wir. In Parlamenten reden wir und schreiben Zeitungen und machen Staatspolizei, mit der Todsünde im Munde, daß wir so und damit dem Herrn dienen. Nicht mehr Gläubige wollen wir haben, sondern ein Publikum. Verführte waren wir und Verführer zum Bösen. Niedrig ist unser Leben, da wir schreiende Erde geworden sind.
Niedrig wie das Leben am Abend ist unser Leben, da es sich noch einmal zur Sonne wendet und das Angesicht Gottes sieht. Wartend verweilt es am Rande der Erde. Wendet Euch hin mit der letzten Kraft Eures Herzens. Noch ist eine Rettung vor der Nacht, noch ist das Licht, wenn es auch in Trübnis scheint.
Also ergeht an die katholische Kirche und alle Glieder der katholischen Christenheit die Kunde: Die katholische Kirche trennt sich vom Staate. Die Glaubensgemeinden bestellen und besolden ihre Priester, geben ihnen nach Können und Ver-

mögen, was sie zu einem einfachen Leben nach den Regeln unseres Heiligen Glaubens brauchen zur Erhaltung und Übung dieser Regeln und des dazu nötigen an Sach und Gerät. Die Bildung und die Verbreitung der Kenntnisse um diese Welt ist Sorge des Staates und der politischen Gemeinden allein. Jede Beteiligung des Klerus an anderen Dingen der Gemeinschaft als solchen des Glaubens ist verboten. Der Kleriker verläßt die Kirche nur, wenn ein Mensch seiner in seelischer Not bedarf und nach ihm verlangt. Die wahre Frömmigkeit gibt nur, sie erwartet nichts. Der Kleriker sei ein Gebender immer. Er folge einem Geheiß, aber heiße nicht selber. Und sei einfältigen frohen Herzens, so es sein Gemüt vermag, und erwerbe sich die Kenntnisse dieser Welt, um mit denen sprechen zu können, so diese Kenntnisse besitzen. Er sei ein Diener des Herrn Unseres Gottes, in dessen Reich des Herzens kein Anderer Herr ist und dessen Diener so keinem andern Herrn dienen können als Ihm allein. Also trennt sich die Kirche vom Staate, auf daß das Wort unseres Herrn Jesu Christi Wahrheit werde.

Und wird eine Zeit anbrechen, da die Stimme des Himmels wieder spricht und widertönt im Herz unseres Herzens und da das Schreien der Erde verstummt. Und können dann vor Gott beim Aufruf mit gesenkten Augen stehen, aber mit erhobenem Haupte, denn wir haben unsere große Sünde erkannt und gebüßt und sind wieder ein Teil seiner Herrlichkeit geworden.
Der Segen dieser Botschaft komme über Euch. Amen.

Gegeben zu Rom bei Sankt Peter im letzten Jahre Unseres Pontificates. Pius PP. X.

CARL STERNHEIM: DON JUAN, DER TRAGÖDIE ERSTER TEIL

⟨Vor der Kathedrale zu Valadolid.
Volk, das durch Bewaffnete zurückgedrängt wird, hält die Brücke und die Gasse links auf- und abgehend besetzt. Von der Freitreppe her das Gelächter der vornehmen Jünglinge⟩

ERSTER HOFMEISTER:

Don Juan seht doch Euren Schutzbefohlenen.

ZWEITER HOFMEISTER:

Der Strafe bin ich ledig, Lob und Dank;
seit Tagen ist er meiner Hut entzogen.

ERSTER HOFMEISTER:

Der nützt bei Gott die Freiheit! Wie sein Auge
an jedem Weib hängt, das vorüber muß.

ZWEITER HOFMEISTER:

Der Eure macht's nicht anders. Alle nicht.
Nur offenbart uns Juans freier Blick,
was schielend jeder andere gern verbirgt.
Die Kinderzeit ist hin, das Leben steht
mit einem Ruck in diesen Knaben auf,
und zweimal fühlen sie sich Herrn der Welt
durch ihr Geschlecht und eine edle Abkunft.

ERSTER HOFMEISTER:

Ich hasse diese adelige Brut
von Spanien und das ganze Volk dazu,
wo jeder Bettler, der in Lumpen geht
mit einer albernen Gespreiztheit bettelt.
Bei einem Prinzen Frankreichs war ich Lehrer,
der Knabe wuchs aus königlichem Blute
der Valois; doch gegen dieses Volks
gemeinsten Mann betrug er sich bescheiden.

ZWEITER HOFMEISTER:

Ihr wißt nicht, was Ihr sagt, Ihr kennt sie nicht.
Ja, hättet Ihr vor Jahren sie gesehen,
wie sie sich trugen, wie sie gingen; heute
ist das vorbei. Der Stolz wich längst der Angst
am anderen Morgen ohne Kopf zu sein,
weil man sich überhob. Die Scheiterhaufen
sind hungrig und Spione sorgen eifrig
für Futter. Seht Euch um. Kein lautes Wort.
Ein ganzes Bild von Spaniens Majestät,

das jeder einmal gab, gibt nur der König.
Er sog in seine einzige Person
des stolzen Volks Bewußtsein und dazu
den Stolz von über tausend spanischen Granden.
Im übrigen geht ernsthaft das Gerücht,
der Knabe Juan sei des Königs Bruder,
dem fünften Karl unehelich geboren,
dem großen Kaiser, von — kommt näher her —
man weiß da allerhand; es gibt in Spanien
ja einen Himmel holder schöner Frauen,
von — hm — es wagen einige zu sagen,
des Kaisers Schwester war viel holder noch
als jedes andere Weib.

ERSTER HOFMEISTER:
O guter Gott!

ZWEITER HOFMEISTER:
Und scheint es nicht, daß er von Habsburg stammt?
Das harte Kinn, der Mund, die freie Art,
ganz unbekümmert um den Zwang der Zeit?

ERSTER HOFMEISTER:
So meint Ihr wirklich?

ZWEITER HOFMEISTER:
Ich? Was soll ich meinen?
Ich. Nichts! Mein Lieber, würde je gehört,
was jemand meint, der Jemand ist verloren.
Wer wird auch glauben, was Lakaien schwätzen.
Nein, Juan ist ein Kind wie jedes andere;
Don Luis Quixada sein Vater, freilich,
und Donna Maddalena seine Mutter,
hier in der nächsten Nähe Villagarcia
der Ort, wo er geboren wurde, schwöre ich.
Versteht Ihr mich, ich schwöre! Außerdem,
ich weiß es ganz genau, weil man mir sagte,
es sei so. Und das ist doch ein Beweis.

DRITTER HOFMEISTER (kommt):
Ein schönes Wetter zum Marienfest.

ZWEITER HOFMEISTER:
Es wird sehr heiß.

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Bad im Fluß nachher.

Wie wird die Maienkönigin wohl heißen?
Ich hatte bei den Göttern mir geschworen,
den Morgen fleißig mit Horaz zu träumen,
mit Lydia, Lalagen zu charmuzieren;
doch immer flog die Sehnsucht hin durchs Fenster,
die Toten am Lebendigen zu messen.
Das Buch klappt zu, hier bin ich und ganz ehrlich,
ich fürchte heute für mein freies Herz.

ERSTER HOFMEISTER:
Er glaubt — mein Gott wie albern — glaubt Ihr wirklich,
Euch trifft ein Blick aus adeligen Augen?

DRITTER HOFMEISTER:
Ist gar nicht not. Ich will nur selbst das Auge
an dieser stolzen Jugend mir ergötzen,
und vom Gesicht, von ihren Gliedern will
ich lesen, was auf Erden Schönheit heißt
und süße Grazie.

ERSTER HOFMEISTER:
Nun, non disputandum est.

RUFE AUS DEM VOLK:
Seht vor! Seht vor!

EIN MÄDCHEN ⟨schreit⟩:
Mein Gott!

RUFE AUS DEM VOLK:
Zu Hilfe! Helft!
⟨Ein Pferd kommt reiterlos in gestrecktem Galopp durch die Gasse rechts. Juan wirft sich ihm entgegen und schwingt sich auf seinen Rücken⟩

JUAN: Nur langsam, langsam edler Freund, manierlich.

DER REITER ⟨kommt hinkend⟩:
O Bestie!

JUAN:
Nein! Weil dich das reine Blut,
das königlich von Königen gezogen,
auf seinem edlen Rücken nicht mehr litt?
Das stolze Tier will stolz geritten sein,
in Maul und Flanken will's den Herren wittern,
es ist erbittert; sieh's vor Wonne zittern,
in meinem Zügel geht's in spanischem Tritt.
⟨Er springt ab und übergibt das Pferd dem Reiter, der mit Verwünschungen geht⟩

EIN JUNKER:
Bei allen Heiligen, der war zerknittert

EIN ANDERER JUNKER:
Muß sich zu Haus erst wieder bügeln lassen.

DRITTER HOFMEISTER:
Ein schöner Sprung war's. Wie der Blitz hinauf.

EIN DRITTER JUNKER:
So geht es aber immer, wenn dem Pöbel
der Kamm schwillt, Knechte Herren spielen wollen.

ERSTER HOFMEISTER:
Der Teufel hol Euch!

DER ERSTE JUNKER:
Aber reiten kannst du.

JUAN:
Gewiß, da Schenkel ich und Fäuste habe.

ALFONSO DE LA PAZ ‹gravitätisch›:
Ich prophezeie, zwischen deinen Schenkeln,
Don Juan, werden nicht nur Pferde zittern.

ZWEITER HOFMEISTER:
Hört Junker!

ERSTER HOFMEISTER:
Don Alfonso, seid Ihr toll?
Und lacht nicht so, denn Lachen ist verdächtig.
‹Leute kommen von rechts und führen ein verwundetes Mädchen›

EINE ALTE:
Nun sag auch Kindchen, tut es weh, und wo?

DAS MÄDCHEN:
O hier, wohin das zweite Kreuz ich schlage.

JUAN ‹bei dem Mädchen›:
Ist's schlimm?

DAS MÄDCHEN:
Ach Herr...
‹Sie fällt in Ohnmacht
Juan hält sie und läßt sie sanft zur Erde gleiten›

DIE ALTE ‹öffnet dem Mädchen das Kleid über der Brust›:
Das ist ein Unglück, seht
‹Alles ist scheu zurückgewichen. Die Hofmeister haben die Junker bis oben auf die Treppe gedrängt›

JUAN:
Ein runder Kreis, ein Tritt ins weiße Fleisch —
o Bestie ohne Sinn!
ZWEITER HOFMEISTER:
Kommt Junker, kommt.
DIE ALTE:
Nein bleibt! O mein! Mir muß doch einer helfen.
Sagt Junker, seht ihr dies zum erstenmal?
JUAN:
Ja — doch — zum ersten — wie — zum ersten nicht.
DIE ALTE:
Guckt dreist nur hin. Ein schönes Kindchen, wie?
Schon beinah eine richtige kleine Frau.
Seht Euch nur satt und kommt noch näher her,
schnell schnell, wir beide sind hier ganz allein,
die Säule, meine Röcke decken viel,
ich will noch einen Knopf, es tut ihr wohl,
kommt Junker, bückt Euch, schaut nun solche Pracht.
JUAN:
O kennst du sie und weißt du, wie sie heißt?
DIE ALTE:
Ja freilich. Und ich bin Euch ganz zu Dienst,
Eu'r Gnaden sollen wohl zufrieden sein.
Es ist nun freilich nur 'ne Ladnerin,
doch für den Anfang gut. Und unberührt,
ein Kind im Mutterleibe ist nicht reiner.
Für fernerhin — das Leben Euer Gnaden
hat so viel Schönes, wenn Ihr's haben wollt.
Ihr seid ein edler Mann, ich wüßte wohl
auch Frauen, die zu Hause einsam sitzen
und die von Herzen gern auf hübsche Art
sich trösten ließen.
JUAN:
Still, sei still, sie lebt!
DIE ALTE:
O sieh, da schaut das fromme Täubchen wieder.
Ist unser Püppchen wieder frisch und kräftig?
Du armes liebes Herz. Sieh hoch Kind! Der Herr Graf
war dir sehr gnädig, ist dein Lebensretter.
So dank ihm schön. Nicht zimperlich. So sag'.

DAS MÄDCHEN:
Herr Graf…

JUAN ⟨umarmt und küßt sie⟩:
Du liebes, liebes Kind.

DAS MÄDCHEN:
Herr Graf.
⟨Die Alte raunt Juan zu⟩

JUAN ⟨sieht hoch und tritt auf einen Mönch zu, der sich in seiner Nähe zu schaffen macht⟩:
Beliebt?

MÖNCH:
Ich will nicht stören.

JUAN:
Diese Fratze
darf ich so bald nicht wiedersehen. Merkt's!

DIE ALTE:
Ein kleines Weilchen noch und Euer Gnaden
sind ganz bestimmt mit mir zufrieden.

JUAN:
Ich gehe mit Euch!

DIE ALTE:
Nein, nicht jetzt.

JUAN:
Mit ihr!

DIE ALTE:
Nein, zu viel helle Sonne noch am Himmel,
und Herr, wer neunzehn Jahr gewartet hat,
der zügelt schließlich auch noch ein paar Stunden
die jungen Kräfte.
⟨Sie flüstert ihm noch etwas zu und geht dann mit dem Mädchen in die Gasse rechts⟩

JUAN:
Himmel, Tod und Hölle!

DRITTER HOFMEISTER:
Wer wird bei so viel Sonne fluchen, Don?
In solcher Stunde zum Marienfest.

ZWEITER HOFMEISTER:
Ihr solltet Euren jungen Freunden, Juan,
ein anderes Beispiel geben. Schickt sich das?

JUAN:

Es schickt sich! Schickte sich so wunderbar.
Ich weiß nun, wo ein Weg ins Leben geht.

ZWEITER HOFMEISTER:

Den haben wir Euch tausendmal gezeigt.

JUAN:

Ins Leben? Ins lebendige Leben? Ihr?
Nein Herren! Ihr habt immer, Jahr um Jahr,
erbarmungslos an tatendurstigen Seelen
gezogen und gerenkt. Dann habt Ihr auch
mißachtet, was an Eigenem in uns war,
so daß sich's schämte und in manchem starb.
Mit totem Vorbild habt Ihr uns gequält,
gepredigt, was seit grauen Ewigkeiten
ein gleicher Menschengeist in Schläuche preßt.
Doch von dem andern, hellen Sinn des Lebens
habt Ihr uns nichts gesagt. Wir standen draußen
und wußten nicht, warum die Sonne plötzlich
dem Knaben heißer schien, sein Auge oft
voll Tränen war und in der stillen Nacht
das Herz ihm selig klopfte. Nicht warum.
Das hat ihm nun ein schöner Tag entschieden.
‹Er läuft davon›

ERSTER HOFMEISTER:

O unverschämt! O wehe, wehe!

DRITTER HOFMEISTER:

Brav.

RUFE AUS DEM VOLK:

Sie kommen, kommen!
‹Das Volk drängt nach vorn gegen die Bewaffneten›

DIE SOLDATEN:

Halt! Zurück!

EIN OFFIZIER:

Gesindel.

EIN MANN AUS DEM VOLK ‹zu einem Soldaten›:

Verzeihung, edler Don, wenn's möglich ist,
setzt Eure Eisenschuhe nicht auf meinen Fuß;
ich bin so kitzlich und dann juckt die Hand.

EIN ANDERER MANN:

Die Hühneraugen wollen auch noch sehen.

EIN SOLDAT:
Zurück! Ich will Euch gleich!
DER ERSTE MANN:
Wie liebenswürdig,
uns gleich zu wollen. Also laßt uns vor.
EIN ANDERER SOLDAT:
Es gibt noch nichts zu sehen, ist nichts da.
ZWEITER HOFMEISTER ⟨zu dem Offizier⟩:
Trotz allem, der Humor ist nicht verloren.
DER OFFIZIER:
Man muß die Bande noch gehörig sieben.
EIN ANDERER MANN AUS DEM VOLK ⟨zeigt auf den Offizier⟩:
Wer ist der dicke goldene Herr da drüben?
DRITTER HOFMEISTER ⟨zu den Junkern⟩:
Daß Ihr nicht lange unentschieden seid,
unschlüssig lauft und schwatzt und dies und das.
Die Römer pflegten ... Gut. Nein, eins, zwei, drei
hat das erzogene Auge aus dem Schönen
das wahrhaft einzig Schöne schon gefunden.
Und dann noch einmal eins, zwei, drei und bravo
mit einem Ruf den Namen in die Luft.
Gleichwie nach einer Schlacht des Feldherrn Namen,
des Sieges froh, das Heer in einem Atem ruft,
der aber ist ganz eingehüllt vor Freude,
gleichwie die Sonne morgens, wenn der Nebel –
genug, so ruft die Königin Ihr aus.
ERSTER HOFMEISTER:
Sie könnten ihren Willen einzeln einem,
den sie zu ihrem Sprecher sich erwählen,
auch übermitteln; dieser ruft den Namen.
ZWEITER HOFMEISTER:
Vorzüglich. Seid Ihr damit einverstanden?
DIE JUNKER:
Ja! Gut!
ZWEITER HOFMEISTER:
Und habt Ihr einen für das Amt?
DIE JUNKER:
Don Juan! Juan!
ZWEITER HOFMEISTER:
Hand hoch, wer ihn will ⟨alle Hände fliegen hoch⟩

ZWEITER HOFMEISTER:
Er war noch eben hier, wo ist er hin?
ERSTER HOFMEISTER:
Grad schlich er sachte um die Kirchenecke.
(Beide Hofmeister gehen mit einigen Junkern durch das Spalier der Bewaffneten nach hinten)

(DONNA LAURENTIA und ihre Zofe AMINTA kommen von rechts)

JUAN (ihnen folgend, wendet sich an Laurentia):
Verlort Ihr, Donna, dieses Kreuz von Gold?
LAURENTIA:
Das Kreuz ... Aminta? Ja — ich weiß — verzeiht,
ich weiß beim Heiland nicht — doch doch — verzeiht,
es mag wohl eins von unseren Kreuzen sein.
Ich darf mit Euch nicht auf der Straße stehn —
bringt mir das Kreuz am Abend wieder, Don.
(Sie geht schnell)
AMINTA (ihr folgend):
Um zehn an unseren Gärten. Ich bin dort.
JUAN:
Sie sah mein Wappen auf dem Kreuze nicht?
Das Wappen, das sich bläht, ins Auge springt?
Sie wollte nicht? Warum? Die schöne Frau ...
Das ist ja wunderbar, daß sie nicht wollte.
Ihr großes Auge glänzte erst mich an
und dann — und dann hielt sie den Blick nicht aus.
ALFONSO DE LA PAZ (zu Juan):
Du hast mir nie gesagt, daß du sie kennst.
JUAN:
Wen, ich?
ALFONSO:
Donna Laurentia, meine Tante.
Du sprachst sie eben. Also kennst du auch
Maria?
JUAN:
Ich Maria? Nein. Maria?
ALFONSO:
Ist ihre Tochter. Juan, glaube mir,
auf Erden ist Maria gar nichts gleich.
Es wird dir deutlich scheinen, wie sie ganz

die heilige Jungfrau ist vom Hochaltar
im Dom. Gib bitte deine Stimme ihr,
so tun es andre auch. Sie ist die Schönste,
ich schwöre dir, so wunderschön ist sie.

JUAN:

So schön ist sie? Du schwörst? Wir wollen sehen.
Und wie erkenne ich sie? Gleicht sie der Mutter?

ALFONSO:

Sie sieht ihr ähnlich; aber vierzehn Jahr
und überstrahlt sie. Du errätst sie schnell.

JUAN:

Schon gut.

ALFONSO:

Du willst?

JUAN:

Ich will nur was ich muß,
und immer treibt das Herz mich zum Entschluß.

DRITTER HOFMEISTER (zu Juan):

An Euren Platz! Der Zug ist schon in Sicht.
Ihr sollt die Stimmen Eurer Freunde sammeln,
aus Eurem Munde beate adulescens
soll bald des schönsten Mädchens Namen schallen,
Euch ihrer zarten Dankbarkeit empfehlen,
denn immer heißt's ja: manus manum lavat. –
Vorhin hab ich Euch wohl verstanden, Don;
zuerst das Leben, wer es haben kann,
wer jung und stark ist. Aber hütet Euch.
Die Zeit ist Eurem Ungestüm nicht günstig,
Ihr fallt ins Auge und ein Späher schnappt
so leicht ein unbedachtes Wort und schnell
ist's hinterbracht. Es wär mir leid um Euch.

JUAN:

Ich danke für den Rat. Ich will ihn auch
befolgen; oder nicht. Wie's eben kommt.
(Vornehme Frauen und Männer sind gekommen und begeben sich auf ihre Plätze auf dem großen Freiplatz der Treppe)

RUFE AUS DEM VOLK:

Sie kommen! Sie kommen!
(Die Prozession nähert sich unter Glockengeläute. Voran die Geistlichkeit mit dem Bischof und den Chorknaben. Hinter ihnen paarweise die

jungen Mädchen weiß gekleidet, Rosen in den Haaren. Die Geistlichkeit steigt die große Treppe hinan; die Mädchen stehen unten, den Junkern gegenüber. Es wird ganz still⟩

DER BISCHOF ⟨zu den Mädchen gewendet⟩:
Von weißen Schleiern schmückt ein Kleid
heut Euren keuschen jungen Leib
zu unserer lieben Königin
Ruhm, Ehr und Preis in Ewigkeit,
Maria sei gebenedeit!

DIE MÄDCHEN ⟨im Chor⟩:
In Ewigkeit.

DER BISCHOF:
Und wo am reinsten klarer Glanz
aus einem Mädchenauge strahlt,
und lauter frohe Christenheit,
da sei der Königinnenkranz
Marias Ebenbild geweiht!

DIE MÄDCHEN ⟨im Chor⟩:
In Ewigkeit!

⟨Juan, dessen Blick verzaubert an Maria hängt, tritt wie ein Wandelnder aus den Reihen und macht einen Schritt auf sie zu, wird aber von den Junkern zurückgehalten⟩

ALFONSO:
War nicht mein Lob für sie noch viel zu schlecht?

EIN KNABE ⟨oben, tritt vor⟩:
Es will des Junkers altes Recht,
daß wenn der Mai in Busch und Blume
sein Licht und frische Kraft ergießt,
er zu des jungen Frühlings Ruhme
sich eine Königin erliest.
Wie aus Marias Gnadenschoße
der Welt das neue Heil erstand,
ruhn hier im zarten Mutterland
all unsere guten künftigen Lose.
Erwägt die schwere Wahl und sprecht!

⟨Die Junker flüstern Juan zu und stellen ihn vor die Reihen.
Juan hebt den Arm und will sprechen. Ihm versagt das Wort. Er ermannt sich, beginnt wieder, die Stimme versagt ihm und er schlägt die Hände vor das Gesicht⟩

⟨Unter den Junkern Bestürzung⟩

EIN ANDERER JUNKER <tritt vor und ruft>:
Maria de Mendoza!

DIE KNABEN <oben>:
Maria de Mendoza!

DAS VOLK:
Maria! Maria!
<Maria de Mendoza steigt allein die Stufen zum Dom hinan. Aus der Kirche klingen die mächtigen Klänge der Orgel>

EIN UNSICHTBARER CHOR <singt>:
Ave regina coelorum,
Ave domina angelorum,
Salve radix, salve porta,
Ex qua mundo lux est orta.
<Maria beugt vor dem Bischof die Kniee>

DER BISCHOF <krönt Maria>:
Die Königin des Himmels leiht,
die Krone ihrer irdischen Schwester.
Im Namen ihres süßen Sohnes
Maria sei gebenedeit!

JUNKER UND MÄDCHEN <im Chor>:
In Ewigkeit. In Ewigkeit!

DAS VOLK:
In Ewigkeit!

ORGEL UND CHOR:
Gaude virgo gloriosa,
Super omnes speciosa,
Vale o valde decora,
Et pro nobis Christum exora.
<Der Bischof hat Maria zu einem der beiden Thronsessel geleitet, die in der Mitte des Freiplatzes errichtet sind>

EIN KNABE <oben, beugt vor Maria ein Knie>:
Weil Josef an der Jungfrau Seite
ergriffen auf das Wunder schaut,
so gebe auch der Frühlingsbraut
ein Maienkönig das Geleite.
Schau um dich; künde mir den Namen;
Gott segne Amt und Wahl dir. Amen.
<Maria läßt ihr Auge groß und ruhig über die Jünglinge gleiten. Als ihr Blick auf Juan fällt, stutzt sie einen Augenblick. Dann flüstert sie dem Knaben zu. Der eine Knabe flüstert es dem anderen weiter>

BEIDE KNABEN ‹rufen›:
Alfonso de la Paz ist König!
‹Alfonso steigt die Stufen hinan und beugt vor Maria das Knie. Da hebt sie ihn auf und küßt ihn auf den Mund›
‹Juan, der allem mit brennendem Blick gefolgt ist, stößt einen erstickten Schrei aus und stürzt sich in den Fluß›
‹Die Umstehenden drängen zur Brücke›

RUFE AUS DEM VOLK:
Rettet! Rettet!

LAURENTIA:
Aminta, Herr des Himmels, war das nicht...

AMINTA:
Doch, Donna.

LAURENTIA:
Schnell den Namen, frag den Namen.

AMINTA ‹zum zweiten Hofmeister›:
Wer war's?

ZWEITER HOFMEISTER:
Don Juan, Don Quixadas Sohn.

MARIA ‹zu ihrer Mutter und verbirgt sich in ihren Armen›

‹Ein kleiner unsauberer Schlafraum im Hause der Alten. Es ist Abend. Juan und das Mädchen erheben sich vom Bett und bleiben eine Weile wortlos auf dem Rande sitzen. Dann sagt›

JUAN:
Wie dein Haar zittert.

DAS MÄDCHEN:
Ich...

JUAN:
Dein Haar. – Gäbe es doch Krieg! – Da läuft eine Maus!

DAS MÄDCHEN ‹schlüpft ins Bett›:
O Gott!

JUAN:
Ach du Bange! Wie ihr Mädchen seid. Wie seid ihr! Hier will ich sterben.

DAS MÄDCHEN:
Nicht im Kriege?

JUAN:
Oder im Kriege. Oder hier. – Hören und Sehen vergeht einem. Verging es dir? Vergeht es dir? Überwältigend.
‹Die Alte kommt mit Licht›

JUAN:

Was will das Scheusal?

DIE ALTE:

Jetzt Scheusal, vorher Liebes, Liebchen und ein Bitten, Schmeicheln und Karessieren.

JUAN:

Geh, mir wird übel.

DIE ALTE:

Mach der Herr sich doch die Kleider zu.

JUAN ‹lacht aus vollem Halse›

DIE ALTE:

Mit einer alten ehrbaren Frau solche Dinge.

JUAN ‹leise›:

Alt – zugestanden. Ehrbar – nun, wie ein Bordell. Gelt, du hast das Leben gehabt, Alte?

DIE ALTE:

Mit beiden Händen und mit beiden Beinen. Mit diesen beiden Schenkeln. Die haben's vermocht, mein Herr. Ich lach den Teufel aus. Wie war der Engel?

JUAN:

Pfui, still!

DIE ALTE:

Nun schon kein Engel mehr?

JUAN:

Pfui!

DIE ALTE:

Ja ja.

JUAN:

Diesem Kinde soll das Leben kein Haar krümmen! Kein Hauch darf an sie heran. Hier, nimm dies Geld und verwende es bestens für sie. Behüte sie. Behüte sie mir. Ich weiß noch nicht ... Es dringt viel auf mich ein. Aber behüte sie mir. Ich risse dich in Stücke.

DIE ALTE:

Nun nun.

JUAN ‹zu dem Mädchen›:

Engel, Engel, weißt du's noch? O wüßtest du's ewig!

‹Draußen schlägt eine Uhr zehnmal›

JUAN:

Was schlug's? Schlug's nicht zehnmal. Zehn. Es ist spät. Ich muß, muß nun fort!

DAS MÄDCHEN:

Lieber...

JUAN <eilt davon>:

Ich muß! Nur bis morgen. Lebe wohl. Nur bis morgen lebe mir wohl.

DAS MÄDCHEN <schluchzt in die Kissen>:

Für immer...

DIE ALTE:

Hierher! Angefaßt! Soll ich wohl gar dem Fräulein nachräumen, wo es sich verlustiert hat? Angefaßt. Hier ist ein Stöcklein. Und ich weiß eine Stelle, wo es gern hinwill. Vorwärts Hürchen und mir nicht gemuckst!

<Die Gärten des Grafen de Mendoza. Im Hintergrunde das Haus>

AMINTA <sieht vom Balkon>:

Donna Maria hat noch Licht im Zimmer.

LAURENTIA:

So sag ihr, sie soll schlafen. — Nein, so laß,
laß; Mädchenträume; eine schöne Nacht;
wir müssen sie versäumen, müssen schlafen.
Und morgen bin ich wieder älter; bald
schon alt, Aminta. Ach, wie flog das Leben.

AMINTA:

Doch Ihr gefallt. Und wie gefallt Ihr, Donna.
Noch heute wieder. Ja, das war mir wohl
ein sauberer Knabe. Aber hört Ihr auch,
wer geht dort, ach, wer ist das jetzt am Gitter —
es schmiegt sich an die Stäbe — ja, er ist's!

LAURENTIA:

Es scheint, er ist es wirklich. Don Juan!
So winke ihm. Nein laß! Mein Herr und Heiland,
wenn sie, wenn Inez sähe ... Wink ihm ab.

AMINTA:

Er kommt schon näher, sieht uns, steht und grüßt.

LAURENTIA:

Er soll nicht sprechen. Sich entfernen. Nein ...
Was tu ich? Durch die Gänge kann er nicht;
die ganze Dienerschaft ist wach. Er soll vom Hause,

soll aus dem Monde gehen. Wenn Maria
hinuntersähe...

JUAN: Donna, wollt Ihr nicht
mir einen Weg anweisen?

LAURENTIA:
Ganz unmöglich,
das Tor, die Diener...

JUAN <wirft einen Strick gegen den Balkon>:
Also gebet acht!
Macht ihn am Gitter fest.

LAURENTIA:
Es ist geschehen.

JUAN <beginnt hinaufzuklettern>

MARIA <öffnet drüben ihr Fenster>:
Ob wohl die Mutter wacht? Wie sehne ich mich,
vertraut mit ihr zu sprechen. Ob sie's mag?
Und ob ich sagen kann, was mich bewegt?

LAURENTIA <hat innen das Licht verlöscht>:
Um Gott, beeilt Euch doch.

JUAN <mit den Augen zu Maria>:
Ich kann es nicht.

LAURENTIA <tritt zurück>

MARIA:
O schrecklich, schrecklich. Möcht ich doch von ihr,
an ihrer Brust erfahren, wie mir ist.
Ich weiß es nicht.

JUAN <hängt>:
Erlöse mich mein Gott!

MARIA <steht noch einen Augenblick; dann schließt sie das Fenster>

JUAN <läßt los und fällt schwer zur Erde>

<In einer Schenke am späten Abend>

FRANZISKO <zu den Junkern an seinem Tische>:
Komödie, die eine Wirkung tun sollte. Ertrinken mochte er nicht.

DIEGO:
Mochte? Ob er mochte, wußte er nicht. Er mußte hinein.

FRANZISKO:
Wirkung wollte er tun. Und tat sie. Von heute ab sieht das Mädchen nach

ihm. Ob sie's selbst nicht weiß. »Meinethalben wollte er in den Tod...« Der Schlaukopf.

DIEGO:

Du zeigst uns nichts als deine Seele, Franzisko. Pfiffig und glatt.

FRANZISKO:

Sprächst du nicht im Rausch?

DIEGO:

Ich bin nüchtern.

(Franzisko will ihn mit dem Krug schlagen):

Dann soll dich der Teufel!

DER WIRT:

Holla Junker! Nicht dieses heilige Gefäß mißbrauchen! Nicht diesen köstlichen Saft verspritzen! Wenn's Euer Blut wäre. Trinkt. Ich bring Euch neuen. Seid Ihr aber widerspenstig, kratzbürstig und der Ruhe abhold — meiner — so schließe ich Euch die Türe für immer. Und wo wollt Ihr hin, wenn Euch Vater Pedro nicht aufnimmt? Was aber den edlen Don Juan de Quixada betrifft... Verzeihung, warum lacht Ihr? — so ist es erwiesen bei Gott — warum lacht Ihr? — bei Gott und verschiedenen Heiligen...

EINIGE JUNKER:

Ruhe!

DER WIRT:

Peremptorisch...

DIE JUNKER:

Hinaus!

FRANZISKO:

Was ist bewiesen?

DIEGO:

Lüge!

EIN ANDERER:

Lästermaul!

FRANZISKO:

Laßt ihn reden. Auf den Tisch!

EINIGE (heben den Wirt auf den Tisch):

Auf den Tisch!

DER WIRT:

Liebwerte! Ich hole aus. Ich habe nur eine Ehre. Auch ich bin ein Edelmann, wenn auch im anderen Sinne. Wer weiß ob nicht im echtesten Sinne.

EIN JUNKER:

Pöbel!

DER WIRT:

Allerdings – meine Mutter war Waise und ist in einem Hause erzogen, davon mein Anstand mir zu reden verbietet. Dafür aber habe ich meinen Vater nicht gekannt, und es bleibt die Möglichkeit, ja die Vermutung: er hat existiert. Und in höchst edler Weise. Das ergibt sich aus vorigem.

FRANZISKO:

Zur Sache!

EIN ANDERER JUNKER:

Sophist.

DER WIRT:

Zur Sache. Habt Ihr es gehört? Als täte es nichts zur Sache, daß ich geboren bin. Wie könnte ich denn sonst reden? Vor einer solchen Tafelrunde dazu. Also ich wiederhole meine Anklage und beschwöre sie bei meines Vaters Andenken, der wohlmöglich im Prinzip Prinz war, wenn er nicht vorzog, es nicht zu sein: Don Juan de Quixada – was brüllst du so – kommt näher her, hört das Geheimnis: Er ist nicht mehr Jungfer ...

⟨Einen Augenblick betretenes Schweigen, dann⟩

FRANZISKO:

Schmeißt den Kerl hinaus!

⟨Der Wirt geht kichernd⟩

DIEGO:

Ich geh heim. Gehst du mit?

EIN JUNKER:

Ja warte, meinen Hut.

EIN ANDERER:

Gehn wir auch.

FRANZISKO:

Ja gehn wir.

EIN ANDERER JUNKER:

Es ist spät.

JUAN ⟨steht plötzlich in der Tür, zu den Junkern, die verwirrt sind⟩:

Was ist? Was seht Ihr mich an? Diego? Was denn, Franzisko? Mir ist nicht so zu Mute, daß Ihr mich so ansehn dürft. Was habe ich an mir? Was denn? Seid Ihr? Bin ich – Diego ...
⟨er wirft sich Diego an den Hals und weint⟩:
Aber nein. Verzeiht mir – es ist – ich verzeihe es mir nicht.
Ich bin erregt von ...
⟨er lacht ungestüm⟩
Kommt her, kommt alle her! Keiner geht. Wo ist Pedro? Pedro!

DER WIRT:

Hochzuverehrender.

JUAN:

Zu trinken! Und mehr Lichter angesteckt! Heute soll's hergehn.

DER WIRT:

Das hört mein Ohr wohlgefällig.

JUAN:

Setzen!

DIEGO:

Aber …

JUAN ⟨unwiderstehlich⟩:

Setzen. Hierher alle. Unter meinen Befehl. Brüder, Freunde, die Ihr die Kinderjahre mit mir verlebt. Was ich nun sage, bleibt tief geheim in unseren Herzen, schwört's.

ALLE JUNKER:

Wir schwören.

JUAN:

Brüder hört's: Das Leben ist ein heiliges Entzücken! Empfindet, empfindet daß Ihr da seid, erhebt die Seele zu dem Bewußtsein: wir leben, leben. Viele sind tot; doch wir leben und vor uns liegt morgen und wieder morgen und jede Stunde ist uns mit Hoffnungen und Möglichkeiten angefüllt. Überfüllt! Öffnet jeden Eingang des Leibes, zu empfangen, reißt mit den Armen an Euch heran, und dann, dann in dem seligen Moment begreift noch, daß zu viel übrig bleibt am Glück und Genuß, unfaßbar – ganz unfaßbar, unfaßbar vor Überfluß die Welt!

DIE JUNKER:

Hoch, hoch, hoch!

DER WIRT ⟨stimmt an⟩:

Das Leben ist der Freuden übervoll, voll, voll,
es gleichet einem süßen Weibe wohl, wohl, wohl,
man greift hinein mit seligem Entzücken,
und bleibt noch immer mehr zu fassen und zu drücken.

ALLE ⟨wiederholen den Refrain⟩

JUAN ⟨der vor sich hingestarrt hat, schleicht unbemerkt hinaus⟩

⟨Vorzimmer im Hause des Grafen de Mendoza. Es ist Nacht⟩

JUAN ⟨tritt in Hut und Mantel zu einer Tür hinein und tastet sich durch den Raum⟩:

Ein Atem wie ein Alb hält dieses Haus
im Bann und lastet schwerer schon auf mir,

und kaum erwehre ich tiefen Grauens mich.
Ich kehre um! Wenn ich zurück nur fände.
Was her mich trieb in wenig Augenblicken
eh' mir noch ganz bewußt war, was ich tat,
den Weg durchs Unbekannte sicher wies,
ist hin, und plötzlich scheint es sehr gefährlich,
im fremden Haus, an wacher Dienerschaft
vorbei den Ausgang wieder zu gewinnen.
Das Fenster! Es ist immer tief genug,
den Hals zu brechen. Bräch ich ihn. Ich läge
am anderen Morgen wo ich heute lag—
und aus dem Fenster sähe ... Sei kein Narr,
mach daß du fortkommst, später überlege
dir schöne Möglichkeiten. Gute Nacht.
⟨Aber als er gehen will tritt rechts aus der Tür⟩

LAURENTIA ⟨im Nachtkleid⟩:
Wer ist da?

JUAN:
Wer ist da?

LAURENTIA:
Gott welche Stimme!

JUAN:
Seid Ihr es, gnädige Herrin?

LAURENTIA:
Don Juan!

JUAN:
Gewiß.

LAURENTIA:
Seid Ihr von Sinnen?

JUAN:
Welche Frage.
Weil ich hierher kam?

LAURENTIA:
Unglückseliger,
mein Gatte kehrt im Augenblick zurück.

JUAN:
Er darf's. Im Augenblick, nachdem Ihr mir
ein wenig hier hinausgeholfen habt.

LAURENTIA:
Doch warum kommt Ihr?

JUAN:
Wüßt ich's! Weiß ich's noch.
LAURENTIA:
Ihr wißt's nicht mehr?
JUAN:
Ich wüßte es nicht mehr?
O welche Torheit! Wißt Ihr's selber nicht
so gut als ich? Ihr wißt es, gnädige Frau,
sehr gut. O liebe gnädige Frau, Ihr wißt's!
Und seht doch auch, was dies für ein Kostüm,
in dem Ihr steht; daß dies ein Nachtkleid ist,
beim Himmel, ja, ein Nachtkleid — für das Bett.
Der Himmel hat mich lieb; Ihr glaubt es selbst.
LAURENTIA:
Ihr seht, ich zittere.
JUAN:
Kälte?
LAURENTIA:
Nein, vor Angst,
im Augenblicke geht die Tür auf...
JUAN:
Das darf nicht sein, wir müssen sie verschließen.
LAURENTIA:
Was fällt Euch ein? Ihr geht und auf der Stelle.
JUAN:
Und warum bin ich dann hierhergekommen?
LAURENTIA:
Aus einem unerhörten Leichtsinn.
JUAN:
Teils.
Teils war es etwas anderes. Größtenteils
war's etwas Unvergleichliches; doch auch
ganz Unausführbares. Ein Wahnsinn war's
dreiviertel. Und ein Viertel für den Fall,
daß mir mißlänge, was mißlingen mußte,
war's Leichtsinn.
LAURENTIA:
Fort jetzt. Ich befehle Euch!
JUAN:
Vor einer Stunde rieft Ihr mich herauf.

LAURENTIA:
Vor einer Stunde war ich anderer Laune.
JUAN:
Ich bin der Laune, die Ihr hattet, jetzt.
LAURENTIA:
O Unverschämter!
JUAN:
Nein. Vergeßt auch nicht,
daß Ihr Euch kränkt, indem Ihr mich beleidigt.
LAURENTIA:
Ich will nur, daß Ihr geht.
JUAN:
Ihr riefet mich;
ich kam. Kam wieder mit Gefahr des Lebens
und setze mein Leben bei der Rückkehr ein.
Für eine Laune, Donna? Dafür nicht.
Ich liebe alles Leben, ich berausche
an seiner Kraft mich, und ich gebe gern
es hin bei stürmischem Zusammenprall,
der mich erschlägt; doch nicht für einen Scherz.
LAURENTIA:
Ihr seht jedoch, ich habe Angst.
JUAN:
Wovor?
LAURENTIA:
Man überrascht uns.
JUAN:
Wer? Ihr dürftet glauben,
daß diese Jugend, Kraft und Schnelligkeit
das Alter überraschte? Schaut mich an,
wie schmal und schlank ich bin. In einer Ritze,
in einem stummen Winkel tauch ich ein,
ein Hemd, ein Unterrock deckt ganz mich zu.
LAURENTIA:
Noch denke ich, Ihr seid ein Kavalier.
JUAN:
Jedoch was heißt das? Soll ich jetzt von hier
genarrt hinaus ins Ungewisse fliehen
und schrecklich träumen? Diese Wirklichkeit
verlieren? Seht doch, Frau, ich bin ein Knabe

und habe viel gehofft und wünsche mir
nun Unaussprechliches. Jagt mich nicht fort!

LAURENTIA:
Ich fürchte auch Euch selbst, das Ungestüm,
das heute morgen in den Fluß Euch trieb.

JUAN:
Doch warum fürchten, was lebendig ist?
Das Alter fürchtet, seine lahmen Sprünge,
das ekelhafte Nachbild einer Jugend,
die hin ist. Gebt mir Eure warme Hand,
wehrt der Vernunft einmal sich einzumischen.
Ihr bebt. Das ist die Wahrheit! Eure Worte
und Eure Abwehr aber sind erlogen.

LAURENTIA:
Ich will nicht, will nicht!

JUAN:
Und ich will es! Merkt's!
Ich muß jetzt. Weil Ihr eher mir befahlt
zu wollen, was Ihr mußtet. Grund und Folge
erscheint, und wie daraus ein Schicksal wird,
dem wir uns unterwerfen. Sprich nicht mehr,
denn du versündigst dich zu sehr. O sieh,
wie du hier stehst im Spiegel meiner Augen,
sieh dir das Bild doch an und dann begreife,
daß einem Mann die Seele lacht, sein Leib
aufbrechen muß in ahnungsvoller Lust.
Ja, nun erfährst du's auch! Die Brüste stehen
mir schon entgegen, deine Glieder sind
dir nicht mehr untertan, du sinkst ins All –
o Frau, nun hebe ich dich von dem Fall
bis in den Himmel auf!
(und er trägt sie ins Schlafzimmer.
Eine Weile tiefe Stille; dann)

RIPIO (schleicht aus der Tür im Hintergrunde und sieht sich vorsichtig um):
Ganz deutlich hörte ich die Männerstimme.
Ein Handschuh! Ei du lieber Handschuh. Ei,
du bist kein Frauenhandschuh, gelt? Zwar klein
bist du, magst einem Frauenhändchen passen,
jedoch aus starkem Leder, Don Franzeskos nicht
Wo steckt dein Herr? Ich will nicht hoffen – wie
Madonna? Ein Geheimnis? Hm, da ließe

ein Plänchen sich für Euren Diener spinnen;
man könnte eine kleine Daumenschraube
draus machen – meint Ihr nicht – und nach Bedarf
sie anziehn. Meine stolze gnädige Frau,
man ist nur Diener, keines Blickes wert,
wird wie ein Tier behandelt und die Scham
nimmt man vor mir kaum mehr in acht.
Warum? Ein Diener! Aber hat ein Knecht
die Macht in Händen, glaubt, er nützt sie gut.

(Er bückt sich zur Türe des Zimmers, in dem Juan und Laurentia weilen, schnellt gleich darauf wieder hoch, entfernt sich eilig zur gegenüberliegenden Seite, wo er sich hinter einem Vorhang birgt. Juan kommt aus dem Zimmer, dessen Tür er vorsichtig schließt. Er hört lauschend umher. Ripio wagt seinen Kopf hervor)

JUAN (der sich blitzschnell wendet, bemerkt ihn):
Heraus! Wer du auch bist, du hast gehorcht.

RIPIO:
Ich ... Gnade!

JUAN:
Hast gehorcht!

RIPIO:
Ich kam nur so,
ich wollte nicht – ans Schlüsselloch.

JUAN (zieht den Degen):
Die Ehre,
die Ehre einer Frau in Dienerhand.
Bereit dich; du mußt sterben.

RIPIO:
Gnade Herr,
ich bin schon tot; im Grabe; selbst ein Grab,
und hab vergessen, was ich sah. Bin tot,
bin mausetot und seh mich selbst nicht mehr.

JUAN:
Die Frechheit! Wolltest dann den Herrn spielen
und ganz nach Wunsch und Neigung Geld erpressen.

RIPIO:
Kein Geld. Gewiß kein Geld. Ich steh mich gut
im Lohn und darf mit manchem extra rechnen.

JUAN:
Kein Geld? Was wolltest du denn anders, Kerl?

Was könntest du denn sonst noch... Sieh mich an:
Ein schrecklicher Gedanke — wär es möglich,
ein solcher Abgrund, solche Schlechtigkeit.
zu der — das geb ich zu — auch noch Verstand
ein starkes Stück gehört. Du hast Idee,
für einen Bauernschädel nicht so übel,
obwohl es übel ist. Es wäre schade
um solch Talent; man kann es anders nützen.
Ich schlage vor, du magst ganz frei entscheiden,
ich dränge nicht: Tod oder meinen Dienst.

RIPIO:
Die Wahl wird schwer; doch bin ich wohl am Ende
noch besser Euer Diener als gestorben.

JUAN:
Dann voran! Aus dem Fenster schnell hinaus.

RIPIO:
Ich kann nicht, Herr, da brech ich das Genick.

JUAN:
So brich's! Der Himmel hat alsdann entschieden.
Nun voran, eile dich, versuche nicht...
⟨Ein Lichtschein fällt unter der Türe von links in das Dunkel⟩

JUAN:
Was ist das für ein Licht?

RIPIO:
Dort schläft die Tochter,
Donna Maria, Herr. Sie scheint erwacht.
Ach laßt mich, guter Herr.
⟨Juan macht eine Gebärde⟩
Ich gehe schon;
mich dünkt es, in den Tod. Ach guter Gott!
⟨und wagt, von Angst getrieben, den Sprung aus dem Fenster.
Juan steht vor Marias Tür; aber er entfernt sich wieder. Schon hat er das eine Bein über die Brüstung des Fensters geschwungen, da verharrt er⟩
⟨Ripio ruft von unten⟩:
Herr kommt! Kommt schnell! Ihr seid verloren, Herr!
⟨Juan tritt ins Zimmer zurück und auf Marias Tür zu, an die er laut klopft.
Maria kommt im Nachtgewande aus der Tür.
Juan starrt sie wie eine himmlische Erscheinung an.
Maria fällt zu Boden.
Juan, nicht imstande sich zu rühren, verweilt⟩

DON FRANZESKO:
⟨kommt durch die Tür des Hintergrundes und erblickt Juan und Maria⟩
Maria, Kind! Ein Mann! Der Dieb, der Mörder,
der mir mein Kind erschlug. O Gift der Hölle!

JUAN:
Ich bin kein Mörder. Laßt mich. Nein, ich tat–
dem Kinde nichts. O ich – dem Kinde nichts.
Laßt mich den Weg hinab, auf dem ich kam.

DON FRANZESKO:
⟨zieht seinen Degen⟩
Nicht einen Schritt!

JUAN:
Vernünftig, alter Mann.
Ich bitte, geht. Ich muß!

DON FRANZESKO:
Nur über mich!
Zieht! Oder ich erschlag Euch wie 'nen Hund.

JUAN:
Laßt weiter mich!

DON FRANZESKO:
Du feiges Scheusal, zieh!

JUAN:
Ihr wollt nicht–
⟨er zieht; besinnt sich noch und fleht⟩:
Halt, vernünftig. Nicht! Um Gott,
bewahr mich Gott. Hier steht mehr auf dem Spiel
als Euer alter Leib. Drei junge Leben.
⟨Don Franzesko führt einen Hieb nach ihm. Juan weicht aus⟩
Und Eurer Tochter krümmte ich kein Haar.

DON FRANZESKO:
Sie liegt am Boden und von dir und nachts,
ich frage weiter nicht, daß ich nicht rase!
⟨er dringt auf Juan ein⟩

JUAN:
So muß ich denn!
⟨Sie fechten; schließlich führt Juan den entscheidenden Stoß⟩
Dann so! Vergib Maria.
⟨und springt mit einem letzten Blick auf das Mädchen aus dem Fenster⟩

DON FRANZESKO ⟨sterbend⟩:
Ich sterbe, sterbe... O mein Gott, zu Ende;

kein Abendmahl, kein geistlicher Berater
in meiner letzten Qual — allein …
⟨Laurentia und Aminta sind gekommen. Aminta hat Maria aufgehoben⟩

MARIA ⟨stürzt, als sie sieht was vorgegangen, mit einem erschütternden Aufschrei bei ihrem Vater nieder⟩:
Mein Vater!

PETER HEYDEN: WEGE DER LIEBE

Die erste Eigenschaft einer guten Zeitschrift ist unstreitig, daß sie zeitgemäß, wenn auch nicht in jedem Verstande zeitgemäß sei; sie soll auch für das, was noch außer und vor der Zeit liegt und was im Entstehen sich von ihr losgesagt hat, die geschichtlichen Vermittlungsglieder finden, durch welche es an die Zeit herangebracht oder in diese aufgenommen werden kann.
Die wissenschaftliche, die religiöse, die sittliche, die künstlerische Bildung ihrer Zeit, dieses werden die Kardinalpunkte sein, die sie ins Auge faßt, wie eben diese am Ende die verborgenen Triebräder der Geschichte selbst sind.
Wirken auf die Zeit oder sie fördern, kann sie auf zweierlei Art. Indem sie selbst Muster und Beispiele des höheren und besseren Geistes in allen Fächern aufstellt, den sie allgemeiner machen möchte. Sodann indem sie der Zeit zum Urteil und Bewußtsein verhilft über das, was verworren, ungewiß, vieldeutig in ihr sich bewegt. Denn gleichwie es für den einzelnen Menschen nichts unglücklicheres geben kann als über die wesentlichsten Dinge kein Urteil zu haben, so auch für eine ganze Zeit; und wie der einzelne Mensch sich durch nichts mehr gefördert fühlt, als wenn ihm ein Urteil über Gegenstände zu teil wird, denen er zuvor nicht beizukommen vermochte, so ebenfalls ein ganzes Geschlecht. Wenn also eine Zeit auch, anarchisch verwirrt, eine Weile jedem, der Frechheit genug hat, verstattet, sich zum Richter und Urteiler aufzuwerfen, so wird sie doch bald der unberufenen Wortführer satt und schmachtet nach der Erquickung eines reinen, scharfen und gesunden Urteils, wodurch sie erst sich selbst wiedergegeben wird.

SCHELLING.

In unsrer Zeit, die wie keine andere zuvor rege ist, die geistigen Strömungen aller vergangenen Epochen noch einmal aufzunehmen und zu durcharbeiten, die sich mit vielem Fleiße bemüht, alle jemals gültig gewesenen Kulturwerte und Kulturschätze zu heben und sorgfältig zu sammeln, ist die Anforderung an die Kritik des menschlichen Geistes in einem Maße gestiegen, daß es nur denen, die sich ungeteilt der Kritik widmen, möglich ist, eine Distanz über ihre Zeit zu behalten, und immer drohender wird die Gefahr, daß sich eines Tages aus dem Wirrsal des geistigen Geschehens eine einseitige Lebensrichtung durch den Fanatismus ihres Trägers herausarbeitet und der Herrscher der Welt wird, so daß die Menschheit wie in früheren Perioden in das Dunkel eines trüben Aberglaubens gerät, der die Leidenschaft zum Gesetze macht und die Kräfte des menschlichen Geistes brach legt.
Die Form, in der wir in den folgenden Zeilen sprechen, muß notwendig eine allgemeinverständliche sein und was uns schmerzlich ist, wir müssen in einer kurzen

Darlegung wie der vorliegenden auf ein System verzichten und können nur Anregungen geben.

Mit dem Erscheinen des Kantischen Werkes »Die Kritik der reinen Vernunft« hat sich die Philosophie ein für allemal die Grenzen ihres Gebietes gesteckt, sich selbst differenziert und zur reinen Philosophie, d. h. zur Erkenntnistheorie erhoben, indem sie die Metaphysik aus ihrem Bereiche ausgeschieden hat. Gleichwohl haben schwärmerische Geister bis auf den heutigen Tag nicht abgelassen, die Philosophie als Werkzeug zu einer Erkenntnis der höchsten Dinge heranzuziehen, und neben ihnen hat die Naturwissenschaft in völliger Verkennung der Grenzen ihrer Fähigkeit »das Welträtsel« aufzulösen, sich über die Schranken der reinen Vernunft hinweg gesetzt und treibt wie die vorkantische Philosophie Metaphysik, die auf ihrem Grunde erwachsen, wie sich Fichte ausdrückt, notwendig Schwärmerei werden muß.

In dem einzigen Werke des Freiburger Philosophen Rickert »Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine Einführung in die historischen Wissenschaften«, sind die naturwissenschaftlichen Prätentionen bereits erschöpfend ad absurdum geführt worden, doch scheint es, als ob die Stimme Rickerts verhallen soll, und als nähme die gotthungrige Menge die Phantome der Naturwissenschaft lieber auf, als daß sie sich bedächte und ihr Bedürfnis nach Religion an einem anderen Quell zu stillen suchte, als an dem der Wissenschaft.

Es ist hier nicht der Platz den Kampf zwischen Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft auszufechten, es interessiert nicht einmal, darüber ein Urteil zu gewinnen, wie weit diese oder jene Wissenschaft imstande sei, die Formen des Lebens zu erkennen, es handelt sich lediglich darum, auch der Naturwissenschaft die Bescheidenheit abzuringen, die die reine Philosophie schon zugestanden hat, nämlich: daß sie über die Inhalte des Lebens, über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nichts auszusagen vermöge, und darum auch keine Ethik, keine Sittenlehre folgern könne. Wir lassen also diesen Kampf Berufenere führen und nehmen für uns einen Standpunkt voraus, den der Freiburger Philosoph in dem angegebenen Werke vertritt. Wir sind der Überzeugung, daß auch die Naturwissenschaft keine Mittel hat, Gott zu erkennen und aus der Gotterkenntnis eine Ethik abzuleiten. Suchen wir mit den Glaubensbedürftigen nach neuen Ausgangspunkten und erinnern wir uns des Weges, den Fichte und ein anderer weniger bekannter Nachfolger Kants, Jacob Fries, gegangen sind. Dieser schreibt die Fähigkeit die höchsten Dinge zu erkennen, den Ahndungen hochbegabter, gottbegnadeter Geister zu, und Fichte können wir die gleiche Anschauung nachweisen, indem er sie zwar nicht direkt ausspricht, sich aber in seiner als Fortsetzung des Kantischen Lebenswerk geltenden Schrift »Die Kritik aller Offenbarung« ersichtlich auf den Friesschen Standpunkt stellt, selbst naiv als ein Ahnender auftritt und die Erkenntnisse, die er lediglich aus der Intuition, aus einem unmittelbaren Bewußtsein des Wahren gewonnen hat, ausspricht. An diesem Punkte wollten wir anlangen, um einer eignen Meinung Raum zu geben, die von bedeutsamen Geistern unterstützt wird: daß nämlich die Ahndung

nicht nur den auserwählten Geistern möglich, sondern ein Ingredienz jedes Menschen sei, und daß somit jeder imstande, die höchsten Dinge zu erkennen, dessen Blick und Gemüt nicht schon durch die Berührung mit der leidenschaftlichen Welt getrübt ist.

Wenn wir nun im folgenden von den Inhalten des Lebens sprechen, so versteht es sich, daß diese Äußerungen nach der Erklärung unseres Standpunktes lediglich auf unsere Überzeugung, unsere Intuition oder Glauben sich stützt, und nur leise wagen wir hier anzudeuten, was wir an anderer Stelle darzulegen versuchen wollen, daß es uns möglich erscheint, durch eine Kritik aller dem Menschen möglichen Überzeugungen durch das gegenseitige Abwägen der Werte, die sie uns verbürgen, die endgültig wertvollste, das Ideal der Überzeugung zu gewinnen, und danach den Weg frei- und festzulegen, auf dem wir diese ideale Überzeugung am ehesten erfüllen können. Es entstünden also hier zwei Fragen. 1. Welches ist die idealste Überzeugung. 2. Welches ist der sicherste Weg, diese idealste Überzeugung zu erfüllen. Die beiden Fragen verhalten sich zueinander wie Religion und Ethik.

Wir haben bisher immer nur gefragt:

»Welches sind die Mittel, die Wahrheit zu erkennen.«

Wir müssen der Frage jetzt vorgreifen und eine andere lösen, die bejaht sein muß, bevor die obige überhaupt entstehen kann. Sie lautet: »Suchen wir Wahrheit?« Wir bejahen die Frage, denn wir wissen aus der Erfahrung, daß tatsächlich in uns ein Trieb ist, der uns immer nach einer bestimmten Richtung drängt und Fragen in uns aufwirft. Wir nennen diesen Trieb den »Erkenntnistrieb« und sein Ziel »die Wahrheit«. Mit dem Trieb geben wir natürlich auch die Existenz seines Zieles zu. Ist der Trieb ein ideeller, so ist sein Ziel ein ideelles.

Wir haben oben erwähnt, daß der Beweis für die Unzulänglichkeit der Vernunft, die Inhalte des Lebens, das ist die Wahrheit zu erkennen, bereits erbracht ist, nähern wir uns unserem Ziele darum auf andere Weise. Fragen wir einmal: »Warum suchen wir die Wahrheit?« Die Antwort darauf ist: »Wir suchen die Wahrheit, weil wir wissen, daß mit ihrer Erkenntnis das höchste Glück, die höchste Seligkeit verbunden ist«. Wir maßen uns hier an, unseren Satz für allgemeingültig zu erklären, und ohne einen Widerspruch aus der Gewißheit dieser Wahrheit heraus für diskussionsfähig zu erachten, beschreiten wir unseren neuen Weg.

Wir setzen, was wir schon in der Einleitung erwähnten, voraus, daß jeder Mensch, der noch nicht durch die leidenschaftliche Welt verwirrt ist, in seinem Gemüte die Ahndung, das Bewußtsein von dem Zustand der höchsten Seligkeit hat und charakterisieren ihn so: Der Zustand der höchsten Seligkeit ist der, der unser Bedürfnis nach Liebe vollkommen erfüllt. Unsere Frage wird also in Zukunft sein: »Wie finde ich diesen Zustand der höchsten Seligkeit?« Somit haben wir eine Methode gefunden, eine Methode, nach der alle Moralisten bisher naiv gefolgert haben. Das, was wir mit unserer Arbeit nunmehr zu erreichen suchen, ist dies: der Menschheit zu zeigen, woher diese Methode stammt, kritisch ihre Berechtigung nachzuweisen, damit ein jeder imstande sei, ihren Ausgangspunkt zu finden, damit sie

nicht mit all ihren Folgerungen in der Luft schwebe und diese unkontrollierbaren Schwärmereien gleich sähen. Das von unserer Methode abgeleitete System werden wir so handhaben, daß wir Glaubenssätze aufstellen, von denen wir behaupten, ihre Befolgung verbürge die höchste Seligkeit und danach werden wir andere Glaubenslehren heranziehen, und indem wir im Geiste mit ihnen leben, nachweisen, wo sie unser Bedürfnis nach Seligkeit, d. i. Befriedigung unserer Triebe, nicht erfüllen, wo sie uns im Stiche lassen und brüchig werden. Es ist natürlich nicht möglich, eine solche Arbeit hier erschöpfend zu leisten, und wir wollen uns darum zunächst an die Beurteilung jener Glaubenslehren halten, die die Zeit empfiehlt. Es versteht sich von selbst, daß Anschauungen, die aus Prätentionen der Naturwissenschaft erwachsen sind, wie der Monismus, hier nicht erwähnt werden, weil solche Anschauungen nur Meinungen gleichkommen und mit Religion, d. i. mit unmittelbarem Bewußtsein des Göttlichen, nichts zu tun haben. Wir präzisieren also unsere Glaubenssätze und sagen: I. Wir glauben, daß es einen Gott gibt. Wir glauben, daß Gott einen Zweck mit uns verfolgt. Wir glauben, daß es Gottes Zweck an uns ist, daß wir innerhalb des Lebens die Liebe in ihrer reinsten, keuschesten Form erfüllen.

II. Wir glauben, daß Christus Gottes Sohn ist und sein Gebot erfüllt hat. Wir glauben, daß wir Gottes Zwecke erfüllen, wenn wir Christus folgen.

III. Wir glauben, daß Christi Lehre fordert, daß wir gemeinschaftlich an unserem Ziele arbeiten und nicht abgesondert von den anderen unser Ideal erfüllen, d. h. daß wir ethisch statt religiös leben sollen. Wir glauben, daß man die Vernunft nicht verwerfen kann, durch die es allein möglich wird, ethisch zu leben.

Bevor wir andere Glaubenslehren an den unseren wägen, müssen wir wieder einen kleinen Exkurs machen. Wir begeben uns auf einen einfacheren Kampfplatz und können hier die schwer schreitenden technischen Worte der Moralphilosophie nicht gebrauchen. Wir wollen darum für diesen Zweck den Ausdruck Seligkeitsbedürfnis mit dem leichtverständlicheren »Liebe« in seinem aktiven Sinne setzen, so daß das Wort »Seligkeitsbedürfnis« den Forderungen der Liebe inhaltlich entspräche.

So werden wir gleich auf einen der häufigsten Fehler stoßen, der in der Moralphilosophie gemacht wird und immer wieder die Möglichkeit jeder Verständigung auf diesem Gebiete untergräbt. Die Menschen nämlich sagen: »Meine Liebe hat wohl mit Einzelnen, aber nichts mit der Allgemeinheit zu tun. Ich will nichts von der Allgemeinheit, und bin ich ehrlich, so empfinde ich gegen sie eher Feindschaft als Liebe. Wie sollte aus solchen Empfindungen eine Ethik entstehen können? Mein Verhältnis zur Menschheit ist ein soziables, das der Staat zu regeln hat, nicht die Moral.«

Das sei vorläufig zugegeben, das primitive Gefühl der gegenseitigen Feindschaft als dem noch unvollendeten Menschen eigentümlich anerkannt; damit kommen wir aber zu neuen Erkenntnissen, die hier stehen mögen. 1. Der Mensch entwickelt sich zur himmlischen Liebe, das ist der höchste Zustand der Seligkeit, nur durch die irdische. Oder zu den Erkenntnissen, die ich suche, werde ich nur von den

Menschen entwickelt, mit denen ich persönlich im tiefsten Sinne des Wortes lebe, d. h. die ich erlebe. 2. Wir behaupten aber zugleich, daß die irdische Liebe immer wieder allen Gruppen der Liebenden die gleichen Inhalte offenbart und die Gesetze ihnen als ewig feststehende Säße der himmlischen Liebe entrollt. 3. Wir behaupten als Folgerung daraus, daß erst, wenn die Menschheit, wenn alle Liebenden die Gesetze der Liebe in ihrer Vollkommenheit erkannt haben und keiner mehr eben durch die Betätigung in der irdischen Liebe über ihre Ziele im unklaren ist, eine allgemeine Ethik entstehen kann, die nun das Ziel haben wird, allen Liebenden auch praktisch die Möglichkeit zu geben, ganz der Erfüllung der Liebe zu leben; daß hier durch das stetige Anwachsen der Menschheit ein unendliches unerfüllbares Ziel erwächst, ein Ideal, wird jedem einsichtig sein. Daß wir nicht mit Gedanken wie solchen rechnen dürfen, man könne die Fortzeugung abbrechen, versteht sich dabei, weil ja mit unserem Ideale unsere sämtlichen Triebe erfüllt sein müssen. Vergessen wir also nicht, daß wir zur himmlischen Liebe nur durch die irdische erzogen werden, daß die Ethik erst das Resultat gewonnener Erkenntnisse sein wird, und sprechen wir nun von unseren Erkenntnissen aus der irdischen Liebe.

Es ist nicht notwendig, sie zu analysieren. Jeder, dem ein Thema wie das vorliegende zugänglich ist, kennt die Wege der Liebe und weiß, daß es im Leben des Menschen nur zwei Wege gibt, nämlich diese: entweder der Liebe treu zu bleiben und die damit entstehenden Lasten zu tragen, oder sie zu leugnen und damit gleichzeitig alle Ziele und Zwecke des Lebens zu verwerfen und die Sinnlosigkeit auf den Thron der Welt zu setzen. Wir wollen von den Resultaten, zu denen Nietzsche nach seiner Ablehnung der Liebe gelangt ist, später reden, hier von anderen.

Diese anderen sagen: Ich leugne die Liebe und damit jede Zweckmäßigkeit meiner Willenstriebe. Ich vegetiere mit ihnen. Nun lebe ich unter Menschen und unter tausend Dingen, die ich sehe, die mich beschäftigen, die mir einen rein formalen Eindruck geben; ich sehe hier einen neuen Weg, ein Problem, das mir alles lösen wird, »das Problem der Form«. Es ist gut, es ist zugegeben. Aber allen, die so entschieden haben, sagen wir auch, daß ihre Seele zur Grimasse geworden ist, und daß sie darum die Form nur zur Grimasse zwingen können. Und wir sagen es ihnen geradezu, daß sie lügen, daß sie selbst nicht glauben, was sie sagen, daß wir auch Menschen sind und wissen, wie weit sich der Mensch verleugnen kann, wie weit er unmenschlich zu sein vermag. Müssen wir mit ihnen ernsthaft diskutieren, die so sympathisch waren, solange sie selbst nicht ernsthaft genommen sein wollten? Lassen wir uns nicht von ihnen beirren, die durch ihren Rückzug hinter die Form vielleicht nur den Angriff des Lebens herausfordern wollten, und bleiben wir auf unserm Wege.

Ein starker religiöser Strom ist in dem jungen Rußland erwacht mit einem Fanatismus, der heftig genug ist, die Vernunft aufzuheben und alle Dämme, die die Kultur gebaut hat, fortzuspülen. Es liegt etwas unheimliches in der Tatsache, daß die Gestalten des großen Russen Dostojewski Wirklichkeiten sind, daß Tolstois Schwärmereien über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Einfluß gewonnen haben.

Doch wir wollten systematische Kritik üben. Was bringen uns Tolstoi und seine Landsleute und warum müssen wir sie ablehnen. Die Russen fordern das rücksichtslose Ausleben des religiösen Triebes, sie geben uns ein Ideal, das wir anerkennen, aber sie wollen, daß wir ohne Rücksicht auf unsere Mitmenschen unser Ideal hier verwirklichen, d. h. wir sollen religiös anstatt ethisch leben. Und dabei übersehen sie, daß wir nicht religiös zu leben vermögen, weil das immer dazu führen würde, daß wir die Sorge um unsere Existenz anderen zuschieben und ihnen somit den Weg zur Seligkeit absperren. Wenn Christus auch die Sorge für das tägliche Brot ablehnt, so spricht er doch von dem Idealzustande und nicht von dem Wege, auf dem wir ihn erreichen. Dieses Interesse an dem Wohle des Mitmenschen ist eine Folge der letzten und höchsten Erkenntnisse in der Liebe. Wenn wir selbst ein Ziel erreicht, eine endgültige Einsicht gewonnen haben, so entsteht in uns der Trieb, sie zu verallgemeinern, sie Früchte tragen zu lassen; es ist dies der Beweis dafür, daß wir im Grunde der Menschheit doch durch Liebe verbunden sind, zwar nur da, wo es sich um ihre letzten Zwecke handelt.

Noch andere haben den Fehler gemacht, daß sie die Vernunft negiert und nicht beachtet haben, daß der Mensch sein Ideal nur zu erreichen vermag, wenn er es rein geistig lebt, wenn er sich ihm zum Opfer bringt und leidet, daß er es nicht selbst sein darf. Zu ihnen gehören Franz von Assisi, die heilige Katharina von Siena und andere, die heute ihre Auferstehung feiern. Wir wählen ein Gleichnis. Ich liebte Beatrice. Ich liebte sie ohne Grenzen und konnte nicht davon lassen, die Tore des Himmels zu öffnen und Beatricen in die holden Gefilde der Seligen zu führen. Beatrice hing an meinem Munde, und wenn ich sprach, hatten ihre Augen einen schwärmerischen Glanz, der mir die Sinne nahm und mich die Welt vergessen ließ.

Wir waren rein wie die Kinder und erkannten durch die Liebe das Ewige. Und es kam ein Tag, an dem wir am Ufer des Meeres saßen, vertrieben, verstoßen von den Menschen, daß wir nicht wußten wohin wir uns wenden sollten als in den Tod. Da sah ich in Beatricens Antlitz, das blaß und abgehärmt war und ich sah, daß sie die Schuld fürchtete und ihre Liebe nicht im Makel sterben wollte. Sie sehnte sich zu den Menschen zurück und ich ließ sie gehen. Das Meer lag vor mir tief und still und die Flut lockte mich, dort hinabzustürzen. Ich trat einen Schritt auf dem Felsen vor, daß ich den Abgrund erkannte und den Tod ahnte. Wie ich mich wandte, der Welt ein Lebewohl zu sagen, sank die Sonne in sanftem Purpur hinter der Stadt, und die Menschen in den Straßen und auf dem Markte gingen friedlich nach ihren Geschäften und gesenkten Hauptes schritt unter ihnen Beatrice. Eine ungekannte Ahnung ergriff mich mit neuem Entzücken, und ich wußte von da ab, daß die Liebe nicht enden will, daß sie nicht in den blauen Gefilden stirbt, daß sie aus sich die Pflicht gebiert, das geliebte Wesen zu erhalten, durch die Zügelung meiner Leidenschaften, weil die Liebe eine irdische Erfüllung will und allen Widerständen zum Trotz ein neues Leben zur Welt bringen will, solange bis sie unter allen Wesen erfüllt ist. Und von dieser Stunde an erkannte ich

die Pflicht um der späten Erfüllung willen an und war der Menschheit durch die Liebe für die Liebe verbunden.

Ob es gut ist, in Gleichnissen zu sprechen, wenn man dasselbe Thema in wenigen Worten erschöpfen kann, lassen wir dahingestellt sein. Aber wer einmal in den himmlischen Hainen eines grenzenlosen Entzückens geirrt ist, der weiß, wie schwer sich die Seele des Menschen von ihnen trennt. Und eben diese reinen Toren der Liebe wollten wir erinnern, daß wir sie auskosten müssen, so sehr wir mit ihnen fühlen, weil sie nicht mittragen wollen an dem, was wir alle tragen sollen, an der Pflicht der Liebe, mag sie nun einem Wesen, der Kunst, oder dem Ideal gelten.

Zum Schlusse unseres Aufsatzes wollen wir noch eine zweite Strömung der Zeit erwähnen, die, gleich heftig wie die eben behandelte, für die Menschheit einen weit größeren Schaden bedeutet als jene. Wir meinen die, die von Nietzsche ausgehend besonders in Deutschland einen bestimmten Individualismus gezeitigt hat, den wir den energischen nennen wollen. Wir können jenes so häufig zu Tode gehetzte Problem in seinen letzten Konsequenzen fassen. Wir fragen nicht, ob seine Tendenz gut oder böse ist, wir fragen nur: »Welchen Grad der Seligkeit verbürgt uns ihre Tendenz, wohin führt sie uns?«

Wir nehmen den letzten Herrenmenschen, der alles um sich niedergerungen hat, der nichts mehr zu genießen findet, weil er alles genossen hat. Was kann er noch wollen? — — den Tod. Aber fassen wir es so, wie es Nietzsche gedacht hat: »Es gibt so viel gewöhnliche Menschen und so wenig begnadete, und für jeden der Großen, der sich ausleben will, ist das Feld weit genug«, so widerspricht sich solche Moral in Praxis selbst: mit dem steten Genusse nämlich differenzieren sich die Leidenschaften des Genießenden und er wird re vera sehr bald nichts mehr von der großen Masse wollen. Er selbst bezahlt das Leben fortgesetzt mit seinem Interesse am Leben, und Moral des Herrenmenschen ist nur an dem Anfange eines Lebens überhaupt sinnvoll. Sie bleibt nur solange sinnvoll, als bis er ein Wesen gefunden hat, das ihm, an Kräften gleich, Widerstand leistet, und mit eben diesem Augenblicke würde wieder die Liebe geboren. Findet er ein solches Wesen nicht, so bleibt ihm nach dem Erlöschen der sinnlichen Leidenschaft nur die Negation, die Einsamkeit, der Skeptizismus, die sinnlose Verzweiflung anstelle jenes höchsten Seligkeitempfindens.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß es nur einen Weg gibt, den Zustand der höchsten Seligkeit auf Erden zu erreichen, nämlich den: aus der irdischen Liebe das religiöse Ideal zu erkennen und es nach gewonnener Erkenntnis im Bunde mit der Allgemeinheit zu verwirklichen. Die Liebe ruft, die Vernunft leitet uns; die Liebenden aber sind heilig.

ÉMILE VERHAEREN: LE DEPART

Avec leur chat, avec leur chien
Avec, pour vivre, quel moyen?
S'en vont, le soir, par la grand' route,
Les gens d'ici, buveurs de pluie,
Lécheurs de vent, fumeurs de brume

Les gens d'ici n'ont rien de rien,
Rien devers eux
Que l'infini, ce soir, de la grand' route.

Chacun porte au bout d'une gaule
En un mouchoir à carreaux bleus
Chacun porte dans un mouchoir–
Changenat de main, changeant d'épaule,
Chacun porte
Le linge usé de son espoir.

Les gens s'en vont, les gens d'ici,
Par la grand' route à l'infini.

L'auberge est là, près du bois nu,
L'auberge est là de l'inconnu;
Sur ses dalles, les rats trimballent
Et les souris.

L'auberge, au coin des bois moisis,
Grelotte, avec ses murs mangés,
Avec son toit comme une teigne
Avec le bras de son enseigne
Qui tend au vent un os rongé.

Les gens d'ici sont gens de peur:
Ils font des croix sur leur malheur–

ÉMILE VERHAEREN: DER AUSZUG; DEUTSCH VON LUDWIG SCHARF

Mit Sack und Pack, mit Katz und Hund
– Wovon sie leben, tut niemand kund –:
so ziehen nach Sonnenuntergang–
die Leute von hier die Straße entlang:
Den Mund geöffnet zum Windaufsaugen
Zum Regenschlucken, zum Nebelrauchen.

Die Leute von hier haben weniger als nichts.
Vor ihnen im Dämmer des Abendlichts
Liegt farblos und still
Die Straße nur, die nicht enden will.

Jedweder trägt an einem Stock
Im blaukarierten Schnupftuch=Pack,
Abwetzelnd Schulter, Hand und Rock –
Jedweder trägt bald links, bald rechts
Im Schnupftuch=Pack
Seiner Hoffnungen ärmlichen Bettelsack.

Sie ziehen von hier um die Abendzeit
Die Straße entlang zur Unendlichkeit–

Die Herberg dort beim Wald sich findt,
Wo die fremde kalte Welt beginnt;
Auf ihren Dielen
Die Ratten mit den Mäusen spielen.

Dort an verschimmelter Wälder Flucht
Von schwammzerfressenen Mauern umstellt,
Mit zersplissenem Dach, dort am Ende der Welt,
Steht die Herberg durchschauert von Frost und Wind,
Mit dem Knochen, den sie im Schildarm hält–

Die Leute von hier sind furchtsam und bang,

Et tremblent;
Les gens d'ici ont dans leur âme
deux tisons noirs, mais point de flamme,
deux tisons noirs en croix.

Sie schlagen ein Kreuz, wenn ein Unglück sie traf,
Und zittern noch lang.
Ihr Lebensfeuer ward längst zerrieben:
Zwei kohlende Spähne sind liegen geblieben
In glutleerer Brust übers Kreuz gelegt.

Par l'infini du soir, sur la grand' route
Voisi venir les ricochets des cloches
Là-bas, au carrefour des bois.

Durch den endlosen Abend die Straße einher.
Kommt dämmrig Geläute, ein klagendes Heer,
Am Kreuzweg der Wälder rückwärts gefegt.

C'est les madones des chapelles
Qui, pareilles à des oiseaux au loin perdus,
Rappellent.

So rufen aus stiller Kapelle Madonnen,
Verflogene Vögel, den Nesternentronnen,
Den Wandrer nach Haus.

Les gens d'ici sont gens de peur.
Car leurs vierges n'ont plus de cierges
Et leur encens n'a plus d'odeur:
Seules, en des niches désertes,
Quelques roses tombent inertes
Sur une image en plâtre peint.

Die Leute von hier sind furchtsam und bang.
Denn ihre Marie'n sind der Kerzen beraubt.
Und duftlos ward ihr Weihrauch lang:
Einsam in öder Nische Raum
Um ein bemaltes gipsern Haupt
Fällt wirbelnd welker Rosen Traum.

Les gens d'ici ont peur de l'ombre sur leurs champs,
De la lune sur leurs étangs,
D' un oiseau mort contre une porte;
Les gens d'ici ont peur des gens

Die Leute von hier, sie fürchten schier
Den Schatten, der über die Felder geht,
Das Mondlicht, das auf den Teichen steht
Den Vogel, der sich zerschlug an der Tür,
Sie fürchten die Leute — die Leute von hier.

Les gens d'ici sont malhabiles,
La tête lente et les vouloirs débiles
Quoique tannés d'entêtement,
Ils sont ladres, ils sont minimes
Et s'ils comptent c'est par centimes,
Péniblement, leur dénûment.

Und täppisch sind sie und ungeschickt,
Langsam der Kopf, ihr Wollen schwach,
Wenn auch von Starrsinn zäh wie Leder —
Nicht einer weiß, wo der Schuh ihn drückt:
In kleinster Münze rechnet jeder
Mühselig seine Armut nach.

Leur récolte, depuis des chapelets d'années,
S'égrena morne en leur granges minées;
Leurs socs taillèrent les cailloux,
Férocement, des terrains roux;
Leurs dents s'acharnèrent contre la terre
A la mordre, jusqu'au coeur même.

Avec leur chat, avec leur chien,
Avec l'oiseau dans une cage,
Avec pour vivre, un seul moyen
Boire son mal, taire sa rage;
Les pieds usés, le coeur moisi,
Les gens d'ici.

Quittant leur gîte et leur pays,
S'en vont, ce soir, par les routes, à l'infini

Les mères traînent à leurs jupes
Leur trousseau long d'enfants bêlants,
Brinqueballés, brinqueballants;
Les yeux clignant des vieux s'occupent,
A refixer, une dernière fois,
Leur coin de terre morte et grise,
Où mord la lèpre comme la bise
Où mord la rogne comme les froids.

Suivent les gars des bordes,
Les bras usés comme des cordes,
Sans plus d'orgueil, sans même plus
Un seul élan vers les temps révolus
Et le bonheur des autrefois,
Sans plus la force en leurs dix doigts
De se serrer en poings contre le sort
Et la colère de la mort.

In löchrigen Scheunen jahrein, jahraus
Fiel dumpf ihrer Garben Kornflut aus;
Unwirsch im roten Erdgefurch
Schnitt glatt ihr Pflug den Kiesel durch;
Ihre Zähne rissen im Grund sie fest,
Bis der letzte Tropfen ihm entpreßt....

Mit Sack und Pack, mit Katz und Hund,
Mit dem Vogel im Käfig, zur Abendstund,
Mit dem Elend, das sie hinuntergeschlungen,
Mit der Wut, die sie würgend niedergerungen,
Das Herz verschimmelt, die Füße verstümmelt —
So ziehn sie von hier,

Verlassend Heimat, Herd und Haus
In die unbekannte Welt hinaus.

Die Mütter schleppen am Rocke müd
Ihren Kindertroß, der bläkt und plärrt,
Herüberfällt und hinüberzerrt —
Indes der Alten Auge sich müht,
Noch einmal blinzelnd hinzuschaun
Nach dem Erdenwinkel voll totem Graun,
Wo der Aussatz frißt mit der Gier des Nordost,
Wo der Zehrwurm nagt wie ein Winterfrost.

Die Burschen der Höfe folgen anjetzt
Mit Armen wie Glockenstränge verwetzt,
Ohn' jeglichen Stolz, ohne Sehnsucht gar
Nach dereinstigem Glück, nach der Zeit, die war —
Ja, ohne auch nur soviel Spannkraft als not,
Die Hand zu verkrallen,
Und als Faust dem Schicksal entgegenzuballen
Und dem Zorngott Tod.

Les gens des champs, les gens d'ici
Ont du malheur à l'infini.

Leurs brouettes et leurs charettes
Brinqueballent aussi,
Cassant, depuis le jour levé,
Les os pointus du vieux pavé:
Quelques-unes, plus grêles que squelettes,
Entrechoquent des amulettes
A leurs brancards,
D'autres grincent, les airs criards,
Comme les seaux dans les citernes,
D'autres portent de vieillottes lanternes,
D'autres apparaissent, comme les proues
De vieux bateaux cassés, — et leurs deux roues,
Ou l'on sculpta jadis le zodiaque,
Semblent rouler le monde entier dans leur baraque.

Les chevaux las ballent au pas
Le vieux lattis de leur carcasse;
Le conducteur s'agite et se tracasse,
Comme un moulin qui serait fou,
Lançant parfois vers n'importe où,
Dans les espaces,
Une pierre lasse
Aux corbeaux noirs du sort qui passe.

Les gens d'ici
Ont du malheur — et sont soumis.

Et les troupeaux rêches et maigres,
Par les chemins rapês et par les sablons aigres,
Également sont les chassés,
Aux coups de fouet inépuisés
Des famines qui exterminent:
Moutons dons la fatigue à tout caillou ricoche,
Boeufs qui meuglent vers la mort proche

Die Leute der Felder, die Leute von hier
Haben Unglück bis ins Unendliche schier.

Ihr Karrenwerk, ihr Fuhrwerk fährt
Nicht minder hin und her gezerrt
Und bricht schon früh vom Tage an
Der alten Straße Holperbahn:
Die einen wie Skelette dürr
Mit Klirrgehängen im Geschirr,
Die andern in den Achsen prasseln,
Wie Kübel, die in Brunnen rasseln,
Dann andre nahend mit Laternen,
Urvätergut aus Zeitenfernen —
Und wieder andre kommen gar
Wie Vorderteile alter Wracke:
Hinrollt ihr uralt Räderpaar
Mit dem Tierkreis auf dem Felgenrund
Die ganze Welt in ihrer Baracke.

Die müden Gäule ziehn im Schritt
Ihr klapprig Beingehäuse mit.
Der Fuhrmann zappelt ohne Ruh,
Wie wenn er ein närrisches Mühlrad wär',
Und schmeißt manchmal ins Ungefähr,
In die Lüfte hinein,
Einen müden Stein
Den eilenden Raben des Schicksals zu.

Die Leute von hier sind Unglücksleute,
Des Unglücks willenlose Beute.

Ihre Herden, mager, dürr und schlapp
Von der Weide, die sauer, dem Futter, das knapp,
Auch sie sind aus dem Land vertrieben
Von den unaufhörlichen Geiselhieben
Des Hungers, der sie aufgerieben.
Die Schafe stolpern müd durchs Gelände,
Die Rinder brüllen, als ging's an ihr Ende,
Die Kühe mit aufgedunsenen Bäuchen

Vaches hydropiques et lourdes
Aux pis vides comme des gourdes
Et les ânes, avec la mort crucifiée
Sur leurs côtes scarifiées.

Ainsi s'en vont bêtes et gens d'ici,
Par le chemin de ronde,
Qui fait dans la détresse et dans la nuit,
Immensément, le tour du monde
Venant, dites, de quels lointains,
Par à travers les vieux destins,
Passant les bourgs et les bruyères,
Avec, pour seul repos, l'herbe des cimetières,
Allant, roulant, faisant des noeuds
De chemins noirs et tortueux,
Hiver, automne, été, printemps,
Toujours lassés, toujours partant
De' l'infini pour l'infini.

Tandis qu'au loin, là-bas,
Sous les cieux lourds fuligineux et gras,
Avec son front comme un Thabor,
Avec ses suçoirs noirs et ses rouges haleines,
Hallucinant et attirant les gens des plaines,
C'est la ville que le jour plombe et que la nuit éclaire
La ville en plâtre, en stuc, en bois, en marbre, en fer, en or
— Tentaculaire.

Und Eutersäcken gleich Lederschläuchen,
Die Esel mit dem gekreuzigten Tod
Auf ihrer Gerippe zerfleischter Not.

So ziehen Getier und Leute von hier
Rundum durch die Nacht
Den Weg, den die Not um die Erde macht —
Gottweiß, aus welchen Fernen gekommen,
Durch welche verjährten Geschicke geschwommen,
Über Dorf und Heide, Markt und Stadt,
Des Friedhofs Gras als Ruhestatt.
Hingehend, hinrollend, durch Wind und Regen,
Verknäuelt auf schwarzen gewundenen Wegen,
So Winter wie Sommer, zu jeglicher Zeit,
Immer müd und erschöpft, immer wanderbereit,
Ohne Rast, ohne Ruh —
Aus dem Elend wieder dem Elend zu.

Aber dort in der Fern —
Unter Himmeln, die trächtig von Blitzen stehn,
Mit der Thaborstirn,
Mit den Schlünden, die roten Atem verwehn,
Bleifarben am Tag, von der Nacht erhellt,
Anziehend, behexend das Volk vom Feld,
Aus Kalk und Stuck,
Aus Eisen und Holz,
Im Marmorschmuck
Und im Glanze des Golds,
Vielhundertarmig hingekauert,
— Die Großstadt lauert.

FRANZ KAFKA: BETRACHTUNG.

Es ist möglich, daß einige Leute Mitleid mit mir haben, aber ich spüre nichts davon. Mein kleines Geschäft erfüllt mich mit Sorgen, die mich innen an Stirne und Schläfen schmerzen, aber ohne mir Zufriedenheit in Aussicht zu stellen, denn mein Geschäft ist klein. I

Für Stunden im voraus muß ich Bestimmungen treffen, das Gedächtnis des Hausdieners wachhalten, vor befürchteten Fehlern warnen und in einer Jahreszeit die Moden der folgenden berechnen, nicht wie sie unter Leuten meines Kreises herrschen werden, sondern bei unzugänglichen Bevölkerungen auf dem Lande.

Mein Geld haben fremde Leute; ihre Verhältnisse können mir nicht deutlich sein; das Unglück, das sie treffen könnte, ahne ich nicht, wie könnte ich es abwehren. Vielleicht sind sie verschwenderisch geworden und geben ein Fest in einem Wirtshausgarten und andere halten sich für ein Weilchen auf der Flucht nach Amerika bei diesem Feste auf.

Wenn nun am Abend eines Werketages das Geschäft gesperrt wird und ich plötzlich Stunden vor mir sehe, in denen ich für die ununterbrochenen Bedürfnisse meines Geschäftes nichts werde arbeiten können, dann wirft sich meine am Morgen weit vorausgeschickte Aufregung in mich, wie eine zurückkehrende Flut, hält es aber in mir nicht aus und ohne Ziel reißt sie mich wieder mit.

Und doch kann ich diese Laune gar nicht benützen und kann nur nach Hause gehn, denn ich habe Gesicht und Hände schmutzig und verschwitzt, das Kleid fleckig und staubig, die Geschäftsmütze auf dem Kopf und von Kistennägeln zerkratzte Stiefel. Ich gehe dann wie auf Wellen, klappere mit den Fingern beider Hände und mir entgegenkommenden Kindern fahre ich über das Haar.

Aber der Weg ist zu kurz. Gleich bin ich in meinem Hause, öffne die Lifttür und trete ein.

Ich sehe, daß ich jetzt und plötzlich allein bin. Andere, die über Treppen steigen müssen, ermüden dabei ein wenig, müssen mit eilig atmenden Lungen warten, bis man die Tür der Wohnung öffnen kommt, haben dabei einen Grund für Ärger und Ungeduld, kommen jetzt ins Vorzimmer, wo sie den Hut aufhängen, und erst bis sie durch den Gang an einigen Glastüren vorbei in ihr eigenes Zimmer kommen, sind sie allein.

Ich aber bin gleich allein im Lift und schaue auf die Knie gestützt in den schmalen Spiegel. Als der Lift sich zu heben anfängt, sage ich:

»Seid still, tretet zurück, wollt ihr in den Schatten der Bäume, hinter die Draperien der Fenster, in das Laubengewölbe?«

Ich rede mit den Zähnen und die Treppengeländer gleiten an den Milchglasscheiben hinunter wie stürzendes Wasser.

»Flieget weg; euere Flügel, die ich niemals gesehen habe, mögen euch ins dörfliche Tal tragen oder nach Paris, wenn es euch dorthin treibt.

Doch genießet die Aussicht des Fensters, wenn die Prozessionen aus allen drei

Straßen kommen, einander nicht ausweichen, durcheinander gehn und zwischen ihren letzten Reihen den freien Platz wieder entstehen lassen. Winket mit den Tüchern, seid entsetzt, seid gerührt, lobet die schöne Dame, die vorüberfährt.
Geht über den Bach auf der hölzernen Brücke, nickt den badenden Kindern zu und staunet über das Hurra der tausend Matrosen auf dem fernen Panzerschiff.
Verfolget nur den unscheinbaren Mann und wenn ihr ihn in einen Torweg gestoßen habt, beraubt ihn und seht ihm dann jeder die Hände in den Taschen nach, wie er traurig seines Weges in die linke Gasse geht.
Die verstreut auf ihren Pferden galoppierende Polizei bändigt die Tiere und drängt euch zurück. Lasset sie, die leeren Gassen werden sie unglücklich machen, ich weiß es. Schon reiten sie, ich bitte, paarweise weg, langsam um die Straßenecken, fliegend über die Plätze.«
Dann muß ich aussteigen, den Aufzug hinunterlassen, an der Türglocke läuten und das Mädchen öffnet die Türe, während ich grüße.

II Was werden wir in diesen Frühlingstagen tun, die jetzt rasch kommen? Heute früh war der Himmel grau, geht man aber jetzt zum Fenster, so ist man überrascht und lehnt die Wange an die Klinke des Fensters.
Unten sieht man das Licht der freilich schon sinkenden Sonne auf dem Gesicht des kindlichen Mädchens, das so geht und sich umschaut und zugleich sieht man den Schatten des Mannes darauf, der hinter ihm rascher kommt.
Dann ist der Mann schon vorübergegangen und das Gesicht des Kindes ist ganz hell.

III Man sehe die Überzeugungskraft der Luft nach dem Gewitter! Meine Verdienste erscheinen mir und überwältigen mich, wenn ich mich auch nicht sträube.
Ich marschiere und mein Tempo ist das Tempo dieser Gassenseite, dieser Gasse, dieses Viertels. Ich bin mit Recht verantwortlich für alle Schläge gegen Türen, auf die Platten der Tische, für alle Trinksprüche, für die Liebespaare in ihren Betten, in den Gerüsten der Neubauten, in dunklen Gassen an die Häusermauer gepreßt, auf den Ottomanen der Bordelle.
Ich schätze meine Vergangenheit gegen meine Zukunft, finde aber beide vortrefflich, kann keiner von beiden den Vorzug geben und nur die Ungerechtigkeit der Vorsehung, die mich so begünstigt, muß ich tadeln.
Nur als ich in mein Zimmer trete, bin ich ein wenig nachdenklich, aber ohne daß ich während des Treppensteigens etwas Nachdenkenswertes gefunden hätte. Es hilft mir nicht viel, daß ich das Fenster gänzlich öffne und daß in einem Garten die Musik noch spielt.

IV Wenn man in der Nacht durch eine Gasse spazieren geht und ein Mann von weitem schon sichtbar — denn die Gasse vor uns steigt an und es ist Vollmond —

uns entgegenläuft, so werden wir ihn nicht anpacken, selbst wenn er schwach und zerlumpt ist, selbst wenn jemand hinter ihm läuft und schreit, sondern wir werden ihn weiter laufen lassen.
Denn es ist Nacht und wir können nicht dafür, daß die Gasse im Vollmond vor uns aufsteigt und überdies, vielleicht haben diese zwei die Hetze zu ihrer Unterhaltung veranstaltet, vielleicht verfolgen beide einen dritten, vielleicht wird der erste unschuldig verfolgt, vielleicht will der zweite morden und wir würden Mitschuldige des Mordes, vielleicht wissen die zwei nichts voneinander und es läuft nur jeder auf eigene Verantwortung in sein Bett, vielleicht sind es Nachtwandler, vielleicht hat der erste Waffen.
Und endlich dürfen wir nicht müde sein, haben wir nicht soviel Wein getrunken? Wir sind froh, daß wir auch den zweiten nicht mehr sehn.

Oft wenn ich Kleider mit vielfachen Falten, Rüschen und Behängen sehe, die über schönen Körper schön sich legen, dann denke ich, daß sie nicht lange so erhalten bleiben, sondern Falten bekommen, nicht mehr gerade zu glätten, Staub bekommen, der dick in der Verzierung, nicht mehr zu entfernen ist und daß niemand so traurig und so lächerlich sich wird machen wollen, täglich das gleiche kostbare Kleid früh anzulegen und abends auszuziehn. V
Doch sehe ich Mädchen, die wohl schön sind und vielfache reizende Muskeln und Knöchelchen und gespannte Haut und Massen dünner Haare zeigen, und doch tagtäglich in diesem einen natürlichen Maskenanzug erscheinen, immer das gleiche Gesicht in die gleichen Handflächen legen und von ihrem Spiegel widerscheinen lassen.
Nur manchmal am Abend, wenn sie spät von einem Feste kommen, scheint es ihnen im Spiegel abgenützt, gedunsen, verstaubt, von allen schon gesehn und kaum mehr tragbar.

Ich stehe auf der Plattform des elektrischen Wagens und bin vollständig unsicher in Rücksicht meiner Stellung in dieser Welt, in dieser Stadt, in meiner Familie. Auch nicht beiläufig könnte ich aussprechen, welche Ansprüche ich in irgend einer Richtung mit Recht vorbringen könnte. Ich kann es gar nicht verteidigen, daß ich auf dieser Plattform stehe, mich an dieser Schlinge halte, von diesem Wagen mich tragen lasse, daß Leute dem Wagen ausweichen oder still gehn oder vor den Schaufenstern ruhn. — Niemand verlangt es ja von mir, aber das ist gleichgültig. VI
Der Wagen nähert sich einer Haltestelle, ein Mädchen stellt sich nahe den Stufen, zum Aussteigen bereit. Sie erscheint mir so deutlich, als ob ich sie betastet hätte.
Sie ist schwarz gekleidet, die Rockfalten bewegen sich fast nicht, die Bluse ist knapp und hat einen Kragen aus weißer kleinmaschiger Spitze. Die linke Hand hält sie flach an die Wand, der Schirm in ihrer Rechten steht auf der zweitobersten Stufe

Ihr Gesicht ist braun, die Nase, an den Seiten schwach gepreßt, schließt rund und breit ab. Sie hat viel braunes Haar und verwehte Härchen an der rechten Schläfe. Ihr kleines Ohr liegt eng an, doch sehe ich, da ich nahe stehe, den ganzen Rücken der rechten Ohrmuschel und den gebogenen Schatten an der Wurzel.
Ich fragte mich damals: Wieso kommt es, daß sie nicht über sich verwundert ist, daß sie den Mund geschlossen hält und nichts dergleichen sagt?

VII Wenn ich einem schönen Mädchen begegne und sie bitte: »Sei so gut, komm mit mir« und sie stumm vorübergeht, so meint sie damit:
»Du bist kein Herzog mit fliegendem Namen, kein breiter Amerikaner mit indianischem Wuchs, mit wagrecht ruhenden Augen, mit einer von der Luft der Rasenplätze und der sie durchströmenden Flüsse massierten Haut, du hast keine Reisen gemacht zu den großen Seen und auf ihnen, die ich weiß nicht wo zu finden sind. Also ich bitte, warum soll ich, ein schönes Mädchen, mit dir gehn?«
»Du vergißt, dich trägt kein Automobil in langen Stößen schaukelnd durch die Gasse; ich sehe nicht die in ihre Kleider gepreßten Herren deines Gefolges, die Segensprüche für dich murmelnd in genauem Halbkreis hinter dir gehn; deine Brüste sind im Mieder gut geordnet, aber deine Schenkel und Hüften entschädigen sich für jene Enthaltsamkeit; du trägst ein Taffetkleid mit plissierten Falten, wie es im vorigen Herbste uns durchaus allen Freude machte und doch lächelst du — diese Lebensgefahr auf dem Leibe — bisweilen.«
»Ja, wir haben beide recht und, um uns dessen nicht unwiderleglich bewußt zu werden, wollen wir, nicht wahr, lieber jeder allein nach Hause gehn.«

VIII Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

JULIUS MEIER-GRAEFE: DIE ROMREISE

Die ersten Augenblicke in einer fremden Stadt sind alles andere, nur nicht ungemischter Genuß, mag man sich auch noch so darauf gefreut haben, ja vielleicht gerade, wenn die Vorfreude sehr groß war. Zumal wenn die Reise ins Ausland ging. Um sich gleich heimisch zu fühlen, muß man Globe-Trotter sein oder Kommis. Auch wenn das Heim, das man im Stich ließ, noch so wenig paradiesisch war, und wenn das Neue noch so viel verspricht, immer ist der erste Eindruck eine Unruhe, ein Unbehagen. Und dieses Unbehagen ist um so größer, je reicher das Innenleben des Menschen ist und je gründlicher er seine Eindrücke zu verarbeiten pflegt. Man fühlt sich unsicher vor dem Fremden, weiß noch nicht, wohin damit, zweifelt, wo man anfangen soll, wie die Ordnung in das Vielerlei hineinzubringen ist, das einem im ersten Augenblick nur als unruhiges Chaos entgegentritt. Sicher steht ein Genuß bevor, aber diese Überzeugung liegt in einem fernen Stadium des Bewußtseins, sie stammt von zu Hause, wo alles ganz anders war und wo man sich das Neue ganz anders dachte, wie das Kind den König mit goldener Krone. Wen faßte nicht, und käme er aus der Wasserpolackei in die strahlendste Stadt der Welt, bei der Ankunft gemeines Mißtrauen? Man sieht nicht die Spur von dem, was man sofort sehen zu müssen glaubte. Wo ist die geträumte Jungfrau, die uns Willkommen lächelt? Man sieht nicht mal in der Art des Sehens, auf das man gestimmt war, sondern fühlt seine Augen und die übrigen Sinne ganz brutal traktiert von allerlei unvorhergesehenen Zudringlichkeiten. Was man zu sehen hoffte, war in Wirklichkeit gar nichts Sichtbares, sondern eine Vorstellung, und man vergaß, daß Vorstellungen erst aus der Erfahrung gewonnen werden. Diese Erfahrung kostet einen Kampf, sei es auch mit den schönsten Freuden. Einen brutalen Kampf. Er ist um so grausamer, je lieblicher uns nach dem Sieg das Überwundene erscheint. Der Genuß kommt, wenn das Neue nicht mehr neu ist, zuweilen erst, wenn wir wieder fort sind, wenn wir daheim wieder auf demselben Platze hinter dem Ofen sitzen, von dem wir uns vor der Reise wegsehnten; nicht eher jedenfalls, als bis unsere Sinne aufhören, sich stoßen zu lassen und uns zu stoßen, wenn wir nicht mehr körperlich erschüttert werden, wenn es gelungen ist, das Äußere zu einem Inneren zu machen. Dann plötzlich steht leibhaftig die Jungfrau vor uns und heißt uns lächelnd willkommen und ist wirklich noch tausendmal schöner, als wir je geträumt haben. Das Schöne ist, daß wir sie selbst entzauberten. Diese Tücke des Fremden und das Unbehagen vor ihr muß man sich unendlich vervielfacht denken, um den Zustand eines Künstlers zu erkennen, der zum erstenmal aus dem Norden nach Italien kommt, um dort zu arbeiten. Denn er legt mit der Reise nicht nur eine Entfernung zurück, die mit der Distanz zwischen zwei Polen kaum groß genug bezeichnet werden kann, sondern begibt sich auf einen Kreuzzug, wo es schlechterdings um Tod und Leben geht. Wohlverstanden, wenn er wirklich Künstler, nicht Kommis oder Globe-Trotter sein will. Ihm ist die Jungfrau, nach der er sich sehnt, nicht gleichgültig gesinnt, sondern feindlich, denn er will mehr als einen Gruß von

ihr. Und manchem wurde sie die marmorne Braut, deren Umarmung tötet. Viele gehen der Entscheidung aus dem Wege. Es gibt bei uns große und sehr bewegliche Künstler, die überall waren, nur nicht jenseits der Alpen. Sie versprechen sich nichts von der Reise. Warum auch sollten sie? Die Welt ist groß. Andere bleiben aus Trägheit fern und aus Mangel an Einsicht; viele aus einer Schwäche, die man beinahe Feigheit nennen könnte. Sie trauen den alten nicht, wenn sie sie nicht gar Welsche nennen, fürchten, daß die Eigenart nicht gefestet genug sein könnte, um dem Stoß zu widerstehen, und die Erinnerung an viele Landsleute, die mit einem Sack voll Talent hinzogen, und nach Jahren leer wie ausgetrocknete Schläuche zurückkehrten, warnt sie zur Genüge. Die aber täuschen sich. Ihr Mut reicht auch nicht für den starken Bau auf heimatlicher Erde, sie gehen nur der Katastrophe aus dem Wege, die ihre Nichtigkeit mit dem Prestige des Tragischen umfloren konnte, und verkümmern dafür langsamer hinter dem Ofen.
Rom hat in der deutschen Kunst einen schlechten Ruf. Man macht es für den mäßigen Start im 19. Jahrhundert verantwortlich. Aber noch fehlt der Beweis, daß die Generation eines Cornelius in Deutschland weiter gekommen wäre. Vielleicht hätten die Franzosen mehr Recht, der Siebenhügelstadt zu zürnen, weil sie das reaktionäre Kunst-Institut Frankreichs, die Ecole de Rome, beherbergt. Doch scheint es ungerecht, einer Stadt anzurechnen, was ihr von Fremden zugetragen wurde, und die Pensionäre der Villa Medici dürfte mehr der Umstand, daß ihr Ehrgeiz überhaupt nach Pensionen strebt, bedrücken, als der Aufenthalt in dem köstlichen Parke des Monte Pincio. Das Unheil verschuldet der Irrtum, daß man als Künstler hier beginnen könne; der Aberglaube, die Helligkeit des Himmels, der nie die Arbeit unterbricht, die Schönheit der Modelle aus Saracenesco und die Freiheit, sich ihrer zu bedienen, und endlich erhabene Vorbilder genügten, um die Muse zu erobern. Unter dem Ideal einer solchen Fürsorge, die nur die Lehre im Auge hat, nicht den Schüler, verbirgt sich grober Materialismus. Des Künstlers Seele muß ein Behälter mit starken Wandungen sein, um aufnehmen und — was leicht vergessen wird — um ausstoßen zu können. Der wächst nicht, wenn man ihn vorzeitig mit einem Inhalt belastet, der nicht den Trieben des Beginnenden aufs innigste entspricht. Vielleicht sollte alle Kunstpädagogik nur dahin zielen, dem Künstler die Ohnmacht aller Rezepte darzutun und ihn dahin zu bringen, sich selbst zu suchen, was ihm frommt. Rom taugt nicht für Unreife. Sie laufen sich müde und fallen dann in den bekannten römischen Schlaf, dessen Spuren schon die Bildnisse der Opfer verraten. Man findet hier alles, nur nicht den Anschluß an die Dinge, den muß man mitbringen; nur nicht den Widerstand, nicht Römer von heute zu werden. Erst wenn die Wandungen der Seele stark genug geworden sind, um elastisch fortschnellen zu können, was sich als Ballast erweist — auch wenn es das Größte wäre — wenn der Organismus nicht nur empfangen, sondern greifen kann, dann erst ist Rom eine gute Schule, dann unter Umständen die gebenedeiteste Stätte. Rom ist für Menschen, die etwas erlebt haben, für die Unruhigen des Nordens, die von tausend kleinen Lüsten gepeinigt, starke Arbeit ersehnen und keine Zeit

dafür finden, die zu voll sind, um sich leeren zu können, denen der Abstand mangelt. Denen, die mitbringen, gibt Rom, den Armen nimmt es den Rest. Ich glaube nicht recht, daß hier immer der Ehrgeiz gestachelt wird. Die berühmten großen Beispiele liegen zu weit zurück. Man kann nichts mit der Sixtina oder dem Kolosseum anfangen. Den Ehrgeiz weckt mehr Paris. Es ist aktueller und bietet tausend Fäden, an die man sich festhaken kann, um mitzulaufen. Das gar nicht Aktuelle Roms erscheint daneben fast unpersönlich. Vielleicht ist es die am wenigsten italienische Stadt. Neapel liegt ein paar Stunden weiter unten und wirkt ganz südlich, fast orientalisch, jedenfalls unangenehm originell. Florenz liegt ein paar Stunden weiter hinauf und hat schon typisch nordischen Charakter, eine auf das Dunkle gestimmte Kuriosität, zu der die farbigen Bewohner kaum noch eine vitale Beziehung unterhalten. Rom ist größer als sein Gesicht. Man kann es ebensowenig besehen wie Paris. Was im Reiseführer darüber steht, sind verhältnismäßig belanglose Einzelheiten. Das Auge überblickt vor ihren Toren weite Gefilde. Es ist sicher noch niemandem eingefallen, daß im Grunde jede Stadt ihre Campagna besitzt.

Was Rom dem Künstler geben kann, ist nicht in zwei Worten zu sagen, denn es wurde noch zu selten so versucht, daß wir die rechte Meinung darüber haben könnten. Man hat von unendlich seltenen Ausnahmen abgesehen, immer nur Spezialitäten mit Rom und seiner Kunst getrieben, nahm seine Schönheit aus einem Detail und wunderte sich, daß die Nachbildung nichts von dem Genius loci enthielt. Dem Persönlichen aber wird nie einfallen, die Schönheit oder Häßlichkeit eines Objektes zu denken, geschweige zu malen oder zu meißeln. Dem Künstler gelingt, auch aus einem Berliner Stadtbild etwas Wundervolles zu schaffen. Seine Kunst ist nicht das Ding, sondern der Standpunkt dem Dinge gegenüber. Ihn aber kann er mittelbar wohl aus der Umgebung gewinnen; nicht aus diesem oder jenem, sondern aus dem Geiste der Umgebung. Und wäre es nur der Anstand der Seele dieser Stadt, es wäre schon genug, um manchen überreich zu beschenken. Der Starke wird sich diesem Geiste Roms, dessen Wohltat er in den Schwingen seines Idealismus fühlt, nicht unbewußt überlassen, sondern ihm nachgehen und die geheimen Quellen suchen, aus denen die ewige Stadt sich speist, und wird nicht ruhen, bis er das Zauberwort gefunden, das den Schweigenden die Zunge löst. Gelänge es einem von uns, so böte sich der Welt ein Schauspiel sondergleichen, und unübersehbare Frucht müßte daraus werden. Wir haben uns fast schon daran gewöhnt, dem italienischen Quell fern bleiben zu müssen, haben aus unserer Weltgeschichte, soweit sie nicht platonisch betrieben wird, die größere Hälfte des Globus ausgeschieden, und wer sähe nicht, wieviel solches Opfer bedeutet. Man nennt den Mangel unserer Rasse Eigentümlichkeit und ist womöglich noch stolz darauf, schmiedet Theorien, daß was in Italien wächst, nur den Lateinern zufällt — die ungeachtet dessen sich auf nichts weniger als auf das Italische beschränken — und nimmt das Streben des größten deutschen Denkers für dichterisches Blendwerk. Der Zauber ist aber vielleicht gerade nur von einem aus der deutschen Rasse, aus unserer Kultur zu lösen, gerade weil

er ihm entgegengesetzt ist. Die kraftvollste Mischung kann kein Franzose bringen, dafür gehört er zu eng dazu. Er geht kaum außer Landes, um in Rom zu sein. Von den uralten Heiligen der Gotik, die römisch — nicht romanisch — blieben, bis zu Maillol, von Poussin, um keinen früheren zu nennen, bis zu den jüngsten Nachkommen Ingres' läuft eine Linie. Wir stehen bewundernd davor wie an dem niedrigen Ufer eines lieblichen Flusses, auf dem goldene Gondeln mit geschmückten Fremden treiben, und mögen recht haben, daß keinem von der Rasse Holbeins und Rembrandts so leicht die Teilnahme an diesem langgeübten Spiel gelingt. Unsere plumpen Schiffe würden sich garstig neben den zierlichen Fahrzeugen ausnehmen, und wer weiß, ob auf dem Flusse, der sich, soweit der Blick reicht, immer mehr verengt, noch Platz für uns wäre. Warum nicht träumen dürfen, es ließe sich aus dem ewigen Stein der Antike ein neuer Quell schlagen? Wer wagte zu zweifeln, daß noch tausend Quellen darin verschlossen sind? Andere als der, an dem sich Frankreich lagerte. Der ist von keinem Willen gegraben worden. Keine Persönlichkeit hat ihn erwirkt. Er ist Teil der Rasse der Antike selbst, Erbe. Neben dem Überkommenen müßte ein Übernommenes entstehen, das der Norden mit starker Hand dem fremden Boden entreißt, mit dem er sich paart, wie sich einst, zu Beginn der größten Kunst-Epoche unserer Ära, der Norden mit dem Süden paarte. Wie es sein könnte, ist nicht auszudenken. Triviale Phantasie wird sich ein Zwitterwesen darstellen. So nicht! Rubens nahm Tizian, um Rubens zu werden. Nicht uns vervielfachen, wir haben schon vielerlei genug, uns einigen, das Eigene an Fremden vergrößern, reinster Rembrandt werden, indem wir die Antike umfangen, klassisch werden in uns, in unserer eigenen Rasse unerkannten Schönheit. England zeigte, wie es nicht gemacht werden darf. Zuweilen meint man Englands Schicksal über uns zu sehen. Der neue Kurs steuert mit vollen Segeln auf die gespickte Wüste zu. Auch uns bedroht jener gefräßige Enthusiasmus, der nicht an Illusionen glaubt und Künste wie Kolonien gründet, der alles anfaßt, ohne zu erfassen. Der Sehnsüchtigen Blicke zielen nach Paris. Es ist zweifelhaft, ob das gegenwärtige Frankreich so bald wieder die Kraft zu einer künstlerischen Regeneration findet. Sie haben drüben viel auf anderen Gebieten zu tun und sitzen in der Kunst an übervollen Tafeln. Ein Vorteil bleibt uns vor dem reichen Nachbar. Wir fühlen Kraft in uns. Für einen Eroberungszug kann sich unser Mangel, die Einseitigkeit unseres Wollens, zum Vorzug wenden. Wir haben noch den Willen zur Tat, könnten ihn wenigstens haben, sind nicht von dem fädenreichen Gewebe der Skepsis gehindert, das drüben die feinsten Geister umspinnt. Unser Blut ist dickflüssig und hält die Masse zusammen. Ein Held kommt leicht darüber hinaus. Unsere barbarische Zurückgebliebenheit könnte Segen werden, wenn einer die große Ferne vom Ziel zum Anlauf für einen Sprung nähme. Eines einzigen siegreiches Wagen vollbringt das Werk, dessen Wucht die dämmernde Kunst des Volkes zum Licht emporzwingt.

HANS VON GUENTHER:
DIE ZEHN SONETTE VON DEN FRAUEN

I. Nun Sänger sag, wem kannst du sie vergleichen,
Mit welchem Regenbogenkleid umhüllen?
Doch wisse es, mit Tüchern und mit Tüllen
Entfernst du dich aus diesen Sternbereichen.

O sing das Lied von all den heißen, bleichen,
So schönen Frauen ohne alle Hüllen,
Und bis die letzten Töne sich erfüllen
Wirst du das Ewge Sinnbild schon erreichen.

O sing das Lied vom ungemeßnen Stolze,
Von einer Tür, die geht am späten Abend,
Von sehr viel Sehnsucht und von Haß und Rache.

Kannst du den Ton — so wird aus dürrem Holze
Aufblühen eine Blüte licht und labend —
Und so beziehe deine letzte Wache.

II. O Lilith, deine großen Augen wissen
Von mehr als Liebe und von mehr als Küssen.
Du sahst den Raum, dies Schattenspiel von Flüssen,
In mehr als einer Hinsicht durchgerissen.

Dein Mann bemüht sich eifrig und beflissen,
Zu unterweisen dich in den Genüssen,
Du aber schlägst die Augen auf nach Grüßen
Aus deinem Tal von Orchis und Narcissen.

Wie eine Rose hast du dich entfaltet,
Du Traum der ewig rastlosen Gestade,
Du unverhüllte Sehnsucht jeder Ferne.

Und während er mit deinem Leibe schaltet,
Träumst du von einer himmelblauen Gnade
Und glaubst zu sehen deine Silbersterne.

III. O Eva, sahst du nicht in dem Gemahle
Die unverstandne Sehnsucht auferstehen
Nach einem großen, heiligen Geschehen,
Nach des Kristalles blau entbrannter Schale?

Ihn lockt dein Leib, der ach so süße, fahle,
In der Entrückung wieder dich zu sehen,
Im alten wilden Taumel zu vergehen
Der heißen Nächte überm schwülen Tale.

Du lockst ihn groß mit den Begierden, welche
Ihn so sehr reizen, wieder zu willfahren
Und zu vergessen alles dunkle Sehnen.

Und wenn sich deine Glieder brünstig dehnen —:
Im Wellenspiel der seligen Gefahren
Versinkt er tief im wollustreichen Kelche.

IV. O Aphrodite, Grenze der Betörung,
Du männermordende, du sehr begehrte,
Du Gleichnis, das ein Jeder noch verehrte,
Der süßesten, der blühendsten Zerstörung.

O wenn du rufst in lieblicher Verstörung,
In reizendem Versagen und Gewähren, —
Wer opfert nicht den schwellenden Altären
Im Taumel dieser seligsten Erhörung.

Du wußtest alle Flammen zu entzünden
Und alle, alle sie dir zuzuneigen,
In jeder zu entbrennen gleiche Triebe.

Und so im Widerspiel entsühnter Sünden
Ist dies der Welten wundervollster Reigen
Von Tod und Taumel, Bitterkeit und Liebe.

V. O Eurydice, Torheit jeder Grenze,
Und ganz wie sie, so sinnvoll und verschwiegen,
Die du nicht wußtest, deinen Leib zu wiegen,
So daß er überträfe alle Tänze.

Ein Karneval der unbekannten Lenze
Wird im Kristalle deine Lichter biegen
Und sie bis zur Unkenntlichkeit besiegen,
Und darum schmücken dich entlaubte Kränze.

Du warst das Bild der trunkensten Gesänge
Und doch stieg dir ein Lachen in die Kehle:
Du wußtest nicht die Schönheit zu verwenden.

Und Orpheus stieg hinauf die dunklen Gänge,
Und wie ein Pfeil, so traf es seine Seele,
Und riß die Leier ihm aus seinen Händen.

VI. Cleopatra, — es winken schon die Schatten,
Die dich gesättigt und die du getötet:
Denn weil die Herrin später nie errötet,
Begräbt sie nimmersatt die Ewigsatten.

Sie dehnt den Leib, den wollustreich und matten
Und ihre lustverstellte Stimme flötet:
»Auf daß ihr, Glückliche, euch nie erhöhtet,
Sei jener Rausch vergessen, den wir hatten.«

Mit weichem Arm hält einen sie umschlungen,
Der ganz von ihrem süßen Leib durchdrungen
Aufs Lager zu ihr sinkt, aufs vielbewährte.

Und da sie tief die Leidenschaft entzündet,
Und seine Wollust ganz in sie gemündet,
Ruft schon ein Wink den Sklaven mit dem Schwerte.

VII. O Viviane, reizende Erscheinung,
Blume des Waldes, die sich selbst entsprossen,
Warum, wenn du den Leib dem Licht erschlossen,
Hast für das letzte Licht du nur Verneinung?

Und warum fliehst du höhere Vereinung,
Wenn du schon weißt, daß du noch nichts genossen,
Nicht weißt, warum dir Nachts die Tränen flossen,
Was so durchglühte die erhitzte Meinung?

Den braunen Leib — o Reh der tiefsten Gründe —
Was wehrtest du ihn dem verzückten Meister,
Der doch nach deiner Süßigkeit verschmachtet?

Was wußtest du von Seligkeit und Sünde?
Und kanntest du das Wunder aller Geister,
Warum hast du das Irdische verachtet?

VIII. Rognjäda — unvergleichliche und schöne,
Erstehe wieder ganz, wie du gewesen,
Nicht wie ein Traum, o hab dein altes Wesen,
Als wundervolles Lied betörter Töne.

Tu auf die Wettertüre gleich dem Föhne,
Errichte deine Stärke zum Genesen,
Führ uns hinauf, uns, die wir hier verwesen,
Ein stolzes Weib, die stolzen Göttersöhne.

Laß uns den Segen spüren im Gewitter,
Den Segen, der das Blut entflammt und reinigt, —
Mach uns gefahrvoll die ersehnten Pfade!

Aus Knappentum erstehe dann der Ritter,
Nicht durch ein müdes Lied, das rührt und peinigt,
Nur durch die Tat der Liebe. Sie ist Gnade.

IX. Ninon, dein Kleid ist ein Gewirr von Spitzen,
Ninon, du sprichst, wie andre zärtlich singen,
Ninon, du hassest — Flammen sieht man dringen,
Ninon, du liebst — der Himmel steht in Blitzen.

Du kommst — wer bleibt auf seinem Sessel sitzen?
Du gehst — indes die Sterne dich umringen;
O du Akkord aus Veilchen und Syringen,
O süße Glut, wen wirst du nicht erhitzen?

Auch dies ist Liebe, o ihr Herrn und Damen,
Wenn auch nicht zeugend von dem Wundersamen,
So doch ein Psalter — jeder kennt den Namen.

Und läßt sie einen nur ein wenig hoffen,
So ist er wie von ewgem Licht getroffen,
Und seinem Rausche stehn die Himmel offen.

X. Es steigt der Rauch der morgendlichen Wiesen,
Und sich verschlingend bildet er Gewänder;
Und alle Sehnsucht der durchfahrnen Länder
Wird plötzlich namenslos und ist erwiesen.

Gesichter werden groß, wie die von Riesen, —
Ein Glück geraubter Rosen oder Bänder, —
Und wie ein Heilger oder Heilgenschänder
Umfaßt der Geist den Traum von Paradiesen.

Und alles ist so wahr, wie unverständlich;
In allem liegt der gleiche Sinn verborgen:
Sich der Erinnerung anzuvertrauen.

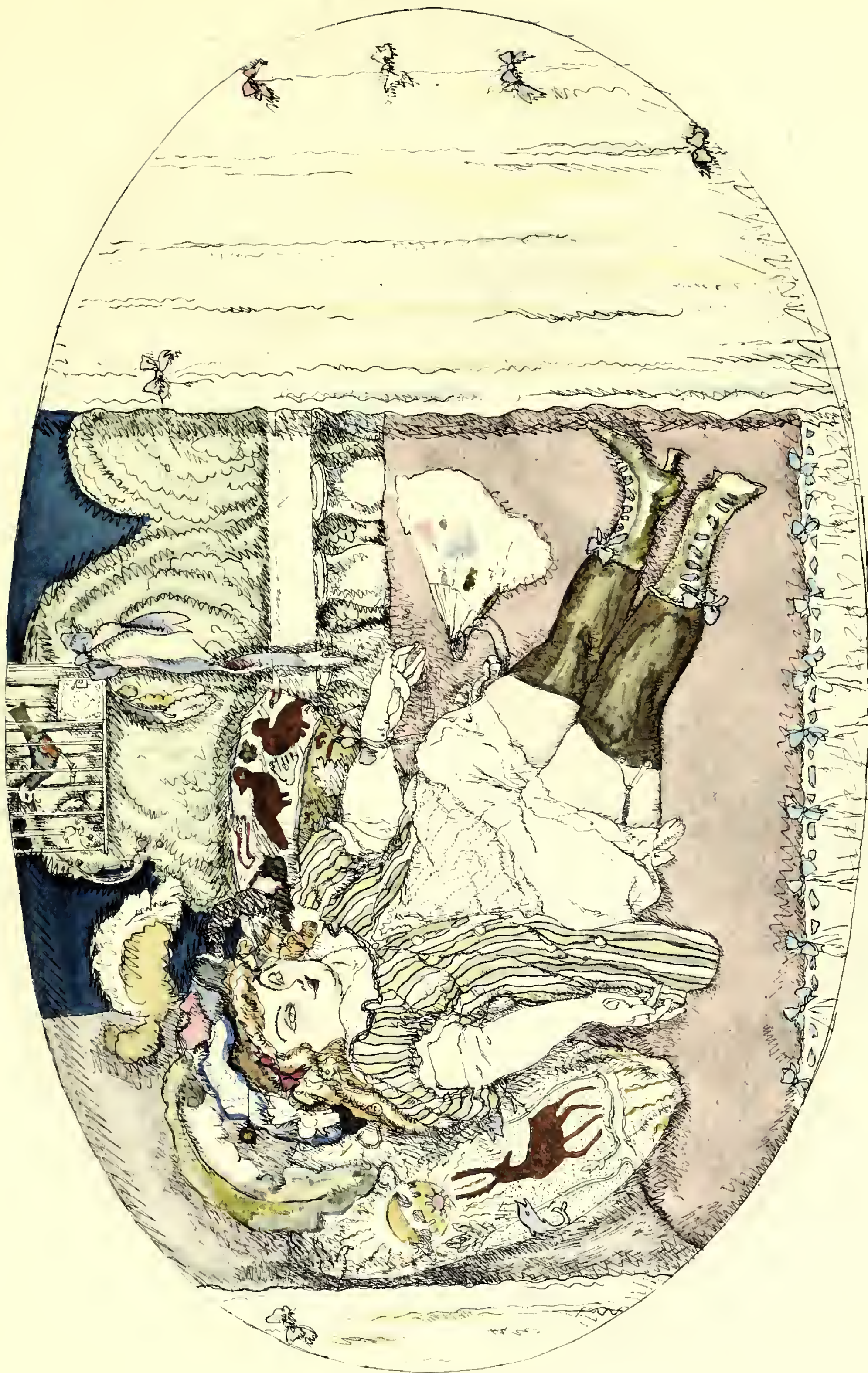
Und wunderbar beseelt und sehr unendlich
Schreiten sie hin durch deinen roten Morgen:
Die vielen süßen, wundervollen Frauen.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Dem Herausgeber wurden diese Bücher geschickt: Vom Verlag ZEITLER=Leipzig: Altfranzösische Schwänke, deutsch von E. Lebus, gedruckt in 500 num. Ex. Francois Villon, des Meisters Werke, übertragen von K. L. Ammer, gedr. in 700 Ex. Gust. Flaubert, Erinnerungen eines Narren, deutsch von R. Soomer, gedr. in 500 Ex. Godard D' Aucourt, Themidor, Meine Geschichte und die meiner Geliebten, deutsch von H. Töpfer. — Vom INSEL=VERLAG=Leipzig: Hans Bethge, Die chinesische Flöte. Zeiten, Ein Buch Gedichte von A. W. Heymel. Heinrich Stillings Jugend, eine wahrhafte Geschichte. Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung, deutsch von K. L. Ammer. Die Erzählungen aus den Tausend und Ein Nächten, deutsch von F. P. Greve, Band 7. Rainer Maria Rilke, Neue Gedichte. Enryalus und Luoretia. a. d. Lateinischen des Aeneas Sylvius Piccolomini von Konrad Falke. — Vom Verlag GEORG MÜLLER=München: E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke. Hergbn. von C. G. von Maassen. Erster Band. Heinrich Bebels Schwänke. Übertragen von Albert Wesselski. Zwei Bände. J. G. Schnabel, Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. Neu herausgegeben von Paul Ernst, gedr. in 750 num. Ex. Deutschlands Lyrik, das Zeitalter der Romantik. Eine Sammlung von Hans Benzmann. Maultrommel und Flöte, Neue Verse von O. J. Bierbaum. Die Novellen des Girolamo Morlini, übersetzt von A. Wesselski, mit 6 Bildern von F. von Bayros. — Vom Verlage AXEL JUNCKER=Stuttgart: Der Weg des Verliebten, Gedichte von Max Brod. — Vom Verlage S. FISCHER=Berlin: H. von Hofmannsthal, Prosaschriften, Erster, Zweiter Band. Peter Altenberg, Märchen des Lebens. — Vom Verlag J. BARD=Berlin: Constantin Somoff, gedr. in 550 num. Ex. — Vom Verlage SANSOT ET CIE=Paris: Goethe, Satyros, Quatre Elegies Romaines et le Journal, traduits par Georges Polti et Paul Morisse. Louis Thomas, Yvette, Fragments de mes Mémoires. Arthur=Lévy, La Culpabilité de Louis XVI et de Marie=Antoinette. — Vom Verlage MERCURE DE FRANCE: Mérejkowsky, Le Tsar et la Révolution. A. Thalasso, Anthologie de l'amour Asiatique. — Vom Verlag LEON VANIER: M. Golberg, La Morale des Lignes.









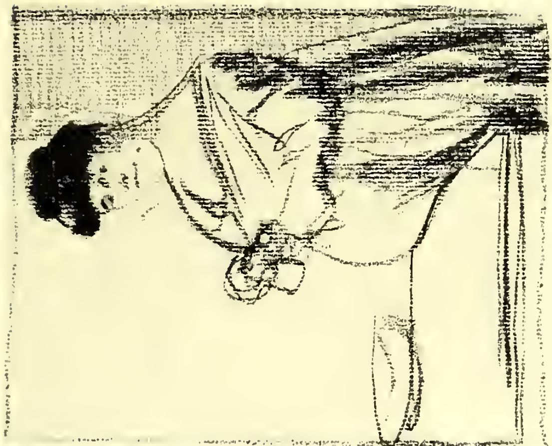






























HYPERION

veröffentlicht Verse und Prosa von: Hugo von Hofmannsthal. Richard Beer-Hofmann. Arthur Schnitzler. Peter Altenberg. Hermann Bahr. Eduard Graf Keyserling. Gerhard O. Knoop. Thomas Mann. Heinrich Mann. Gustav Meyrink. Kurt Martens. Robert Musil. Robert Sheffer. René Schickele. Rainer Maria Rilke. Richard Dehmel. Emil von Gebsattel. Wilhelm von Scholz. Maximilian Dauthendey. Robert Walser. Max Brod. Max Mell. Hans von Guenther. Benno Geiger. Karl Vollmöller. Carl Sternheim. Eduard Stucken. Friedrich Freksa. Leo Greiner. Julius Meier-Graefe. Rudolf Kassner. Carl Einstein. Wilhelm Weigand. Paul Wiegler. Rudolf Kurtz. Paul Ernst. Kurt Singer. Otto Freiherr von Taube. Franz Blei. Und Bilder von: Hans von Marées. Goya. Manet. Renoir. Heine. Somoff. Mayrshofer. Corinth. Slevogt. Walser. Guys. Van Gogh. Gaugin. Puy. Guerin. Rhysselberghe. Maillol. R. Wilke. Pascin. Gulbransson. Mathes. Lambert. Rodin. Preetorius. Laboureur. Hofer. Amiet. Hodler. Klimt. Tiemann. Toulouse-Lautrec u. A.

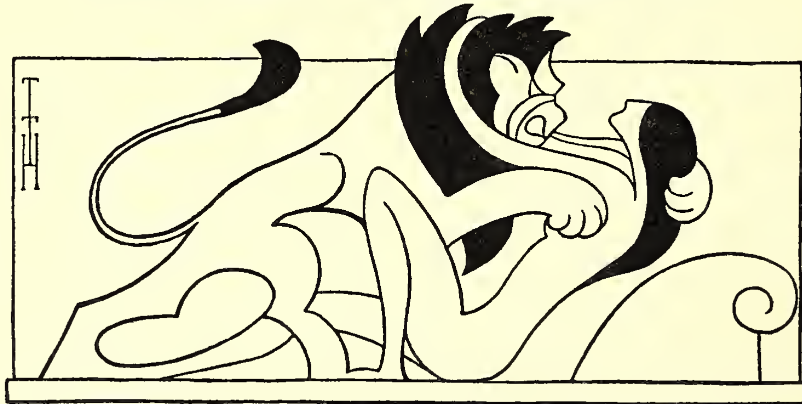
REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

Der Nachdruck von Stücken aus dieser Zeitschrift ist nicht gestattet. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten oder Zeichnungen ist das Rückporto beizulegen. Sendungen sind an die Redaktion München, Hubertusstraße 13 zu richten. Einlaufende Bücher werden hier angezeigt; sie zu besprechen steht im Belieben der Herausgeber.

Das zweite Heft des Hyperion gelangt acht Wochen nach diesem ersten zur Ausgabe. Es wird etwa 15 bisher unveröffentlichte Zeichnungen enthalten von: Manet, Gaugin, Van Gogh, Toulouse-Lautrec, Rysselberghe, Guerin, Maurice Denis, Pierre Bonnard, Roussel, Laboureur.

FRIEDRICH HEBBEL · JUDITH

Neudruck der ersten Ausgabe mit 10 Vignetten und 10 Vollbildern von Thomas Theodor Heine



Luxusausgabe: 100 numerierte, vom Künstler signierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in Ledereinband nach dem Entwurfe von Th. Th. Heine zum Preise von 30 Mark.
Büttenausgabe: 1000 Exemplare auf Van Gelder-Bütten, mit den Vollbildern auf echtem Japan zum Preise von 10 Mark.

JACQUES CAZOTTE

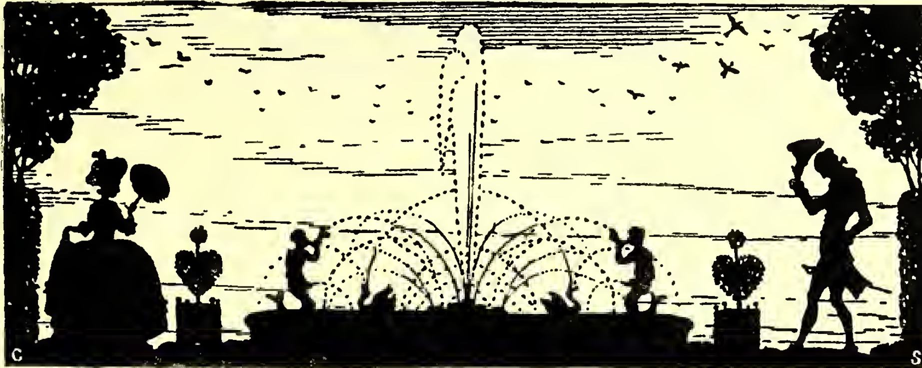
BIONDETTA, DER VERLIEBTE TEUFEL

Eine Novelle. Mit handkolorierter Umschlagzeichnung und Rahmen von Thomas Theodor Heine

1000 Exemplare auf italienischem Bütten, in englischem Bütten broschiert 3 Mark. In japanischem Orangekarton gebunden 4 Mark 50 Pf.
Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kais. Japan in goldgedrucktem Orangelederbande nach Heines Zeichnung, in dunkelblauer Kapsel zum Preise von 15 Mark.

DAS LESEBUCH DER MARQUISE

Ein Rokokobuch für die Damen, herausgegeben von Franz Blei
Mit Einbandzeichnung, acht zum Teil mit der Hand kolorierten Vollbildern, vielen Vignetten, Rahmen, Cul-de-lampes v. Constantin Somoff



Ausgabe auf Van Geldern-Bütten: 800 Exemplare in rotem Maroquin-Einbande nach Somoffs Zeichnung, zum Preise von 25 Mark. Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan, in Leder gebunden, mit echter Moireeseide als Vorsatz, zum Preise von 50 Mark.

DAS LUSTWÄLDCHEN
GALANTE GEDICHTE

aus der deutschen Barockzeit herausgegeben von Franz Blei

Mit handkolorierter Umschlagzeichnung von Constantin Somoff und Rückentitel von Elsa Gericke. Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pfennig. Vorzugsausgabe (100 numerierte Exemplare auf Zandersbütten) 10 Mark.



ADALBERT VON CHAMISSO

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius. 1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von 6 Mark. 100 numerierte Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan gedruckt und in graugepreßtes Ganzleder gebunden zum Preise von 18 Mark.

AUBREY BEARDSLEY

BRIEFE UND KALENDERNOTIZEN

Mit den vier Zeichnungen zu E. A. Poe.

Beardsleys Briefe, die eine reiche Quelle zur Kenntnis seiner Persönlichkeit erschließen, sind einzeln und fragmentarisch da und dort veröffentlicht worden. Die hier angekündigte Sammlung wird etwa 196 Briefe, zum Teil ganz unbekannte, sowie die sehr merkwürdigen Notizen Beardsleys enthalten; des weiteren die vier Zeichnungen des Künstlers zu E. A. Poe. Der Preis des Exemplars auf Velin beträgt ca. 12 Mark. 20 Exemplare werden auf Kaiserlich Japan abgezogen und in Leder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars wird ca. 25 Mark betragen.

FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER MÄRCHEN

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Mit Umschlagzeichnung, Frontispice usw. von Otto zu Gutenegg.

Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 2 Mark. Auf Velin gedruckt, Ledereinband mit reicher Goldpressung, zum Preise von 5 Mark. 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in goldgepreßtem Einbande aus Leder in Purpur und Dunkelblau, in Kapsel zum Preise von 15 Mark.

VALERIUS BRJUSSOFF

DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES

Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Umschlag, Titel und Initialen von Otto zu Gutenegg.

Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 3 Mark. In goldgepreßtem Ganzleinenbande gebunden zum Preise von 4 Mark 50 Pfennig. Fünfzig numerierte Exemplare wurden auf Van Gelder abgezogen und in goldgepreßtes Leder gebunden zum Preise von 15 Mark.



FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.